

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbjahresten: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Hermann Heiberg.

(7. Fortsetzung.)

Es war dunkle Nacht. Draußen am Himmel schoß gedankenschnell eine Sternschnuppe durch die unendlichen Räume. Auf den Feldern und Wiesen und Mooren lag's wie unheimliches Grauen; die Ruhe der Natur hatte etwas Furchterregendes, als müßte plötzlich alles sich verwandeln, die Stille tobender Gewalt weichen, der Himmel sich verfinstern, die Sterne verschwinden und der Sturm hereinbrechen über die von zitternden Ahnungsschauern ergriffene Erde.

Bisweilen nahm wirklich der Wind einen stoßweisen Aufzug, versang sich mit unheimlichem Rauschen in den Weiden am Ufer der Moorlachen und türmte durch die fahlen, gespensterhaft um das Heide-wirthshaus aufragenden Bäume. Und wenn er wieder innehielt, ging's erst wie leises Beben durch die Natur, und dann war's, als ob sie zuckend den Athem anhielte, das Entsetzliche, das noch kommen werde, erwartend.

Zuletzt brach's wirklich los. — Ein Gewitter entlud sich, erhellte weilenweit die Gegend mit seinen Blitzen, und in dem fahlen, elektrischen Lichte glühten die Regensäden einer straß gespannten Riesenhäute.

Die Muth mistete sich ein in die Felder und Moore, füllte die Tämpel und Ausstichseen und kniete die letzten Halme auf der nassen, armfeliggen Aue.

Drinne im Heide-wirthshaus aber lag in einem Hinterzimmer Ingeborg Elbe und schrie wie von Furien gepeinigt durch die Nacht, wollte aus dem Bett und zurück in das Moorgrab, aus dem sie wie durch ein Wunder errettet worden war.

Die Wirthin, eine hagere Frau mit stroh-

gelbem Haar, großen wasserblauen, dummen, aber guten Augen und langen, mageren, knochigen Händen, saß, vom Wachen erschöpft, neben der Kranken und rührte sich auch dann kaum, wenn jene ihre Fieberphantasien laut austobte. Sie war müde zum Umfallen, und nach Art dieser Leute nahm sie das Schreckliche eben nur als etwas Unabänderliches, und ihre Gedanken gingen mehr auf ein „sanftes Ende“ als auf Genehung.

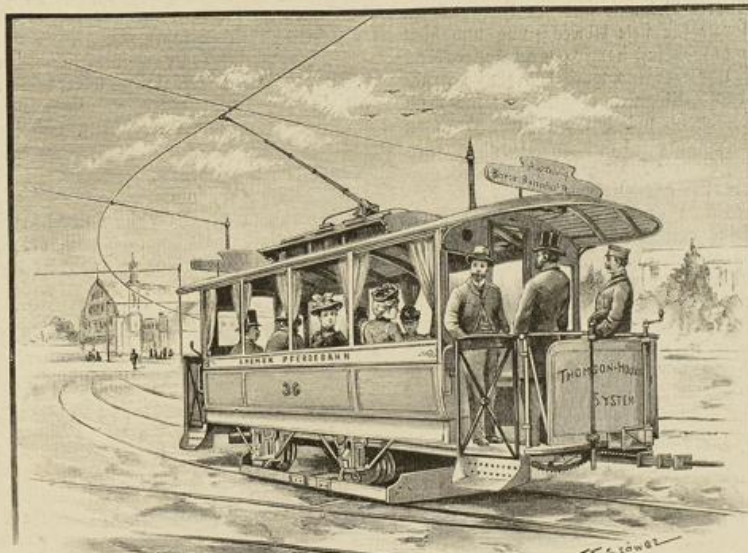
„So wat sleit up de Kerfen un griipt an't Hart“, hatte ihr Mann gesagt, der auf der anderen Seite des Hauses in einem kleinen, viereckigen, fahlen Kamm mit kleinen Fenstern ohne Vorhänge sich niedergelegt hatte. Er schlief, als gäbe es weder Unwetter draußen, noch einer Sterbenden Wehruf in seiner Stube.

Endlich schlummerte auch die Frau ein. Wie durch Bleigewichte herabgezogen, sanken ihre Lider; sie würde diesem Naturtrieb erlegen sein, selbst wenn Kanonen dräußen ihre Schlände geöffnet hätten.

In ihrem Bett jedoch richtete sich Ingeborg Elbe auf, suchte ihre Gedanken zu sammeln und schaute mit irren Augen um sich.

Und da öffnete sich die Thür und es erschien Larsen mit seinem furchtbaren Gesicht, — und als sie unter dem Leuchten des Blitges entsetzt den Blick fortwandte, stieg er neben ihrem Bett aus dem Fußboden empor, streckte die Arme aus und suchte sie zu wirgen. Und da schrie die Fieberfranke so fürchterlich auf, daß die Bäuerin wieder erwachte.

Nun erhob sich das Weib, drückte mit ausdruckslosem Gesicht die Kranke tief in die Kissen, ging in die Küche, holte Wasser und benetzte der Fiebernden Stirn, Wangen und Schläfen.



Elektrische Straßenbahn in Bremen.
Zeichnung von W. Stöwer.

Auch feuchtete sie ein Handtuch an und legte es der Stöhnenden in den Nacken. Und nachdem dies geschehen, trat sie ans Fenster und spähte hinaus, bis ein jäher Blitz, der das Gemach erhellte, die mit einem unwillkürlichen Schreckensruf Zusammenfahrende zurücktrieb. Es brüllte der Donner und heulte der Sturm und dem Weibe schänderte es; sie schob den Stuhl hinter das Bett der Kranken, dehnte die Glieder, gähnte, zog ein Tuch dicht über Kopf und Augen und schlief von neuem ein.

Alten und Peter Elbe hatten Mühe, sich Einlaß in das einsame Gehöft zu verschaffen, denn die Wirthsteute waren mißtrauisch, und erst nachdem sie sich genau über die Personen der vätern Ankömmlinge vergewissert hatten, öffneten sie ihnen das Thor. Ingeborg war jetzt etwas ruhiger geworden, und Alten ließ Peter Elbe, der von Schmerz überwältigt an dem Lager seiner Tochter lautlos zusammengesunken war, bei ihr und fuhr, nachdem er noch befohlen hatte, daß der Arzt von Wüdem ihm morgen in Vinsforden selbst näheren Bericht über den Zustand der Kranken erstatte, etwas beruhigter nach dem Gute zurück, wo Bianca in großer Angst seiner harcte.

Am kommenden Tage fand sich auch der Doktor dort ein und erzählte ausführlich, wie und wo er Ingeborg gefunden habe. Bianca wohnte diesem Gespräch bei, und als der Arzt, ein Mann, der, unter dem Seeevolf aufgewachsen, auch das Aussehen eines Seemannes besaß und durch auffallend blondes Kopf- und Barthaar und hellblaue Augen den Bewohner des Nordens verrieth, geendigt hatte, erbot sie sich sogleich, selbst nach dem Heidewirthshaus zu fahren und nach Ingeborg zu sehen.

Diesem Vorschlag stimmte der Doktor, in aufrichtiger Sorge um die Kranke, lebhaft zu und empfahl sich mit dem Versprechen, jeden anderen Tag nach der Leidenden zu sehen.

Zum Glück erwiesen sich seine weiteren Besuche bald als überflüssig. Nach wenigen Tagen schon hatte die Kranke sich unter Biancos Pflege soweit erholt, daß sie nach Trollheide gefahren werden konnte, wo ihre Besserung rasche Fortschritte machte.

Die Nachrichten, die über Ingeborgs Befinden einliefen, wirkten sichtlich erheiternd auf die Stimmung in Schloß Snarre. Namentlich gewann Dina, welcher der Kummer um die Freundin am nächsten gegangen war, rasch ihren früheren Frohsinn wieder und wurde nicht müde, des Grafen Stabalienbedienste in Anspruch zu nehmen.

Das Leben, das Graf Snarre seinen Gästen bereitete, war das denkbar angenehmste. Morgens richtete sich jeder nach seiner Bequemlichkeit ein und nahm das erste Frühstück in seinem Zimmer. Das zweite aber fand an gemeinsamer Tafel statt, und bei dieser Gelegenheit wurden die Pläne des Tages besprochen.

Um das Mißverhältniß in der Anzahl von Herren und Damen auszugleichen, lud Graf Snarre Bekannte aus der Umgegend zu mehrtägigem Besuch ein, sorgte für stete Abwechslung und hielt namentlich darauf, daß sich abends fast immer ein gewählter Kreis zusammenfand. Um zwölf Uhr morgens ward das zweite Frühstück, um halb fünf Uhr das Mittagessen aufgetragen; um neun Uhr folgte Thee und ein Nachtmahl, und vor zwölf Uhr ging man selten zur Ruhe.

Niemals aber übte Graf Snarre Zwang auf seine Gäste aus. Wollte der eine oder andere sich ausschließen, so war ihm dies durchaus freigestellt, und es kam auch einigemal vor, daß die alte Gräfin und Frau Ericius abends nicht mehr erschienen.

Dina konnte sich kein größeres, kein „himmlischeres“ Vergnügen denken, als vormittags auszureiten. Wenn sie die gefatteten und den Erdboden mit den Hufen scharrenden Pferde vor dem Schloß erblickte, klopfte ihr das Herz, und wenn gar Graf Snarre sich ihr anschloß oder sie ein bißchen „pachtete“, wie sie sich ausdrückte, war sie überglücklich. Es kam ihr trotzdem gar nicht in den Sinn, daß sie irgend einen Eindruck auf ihn machen könnte, da ihre schöne, kluge Schwester auf der Welt war. Aber warum sollte nicht von den Huldigungen, die jener zugeordnet waren und von ihr — Dina ahnte wohl, warum — verschmäht wurden, ein Stückchen für sie abfallen!

An einem Vormittag der zweiten Woche nach dem Eintreffen der Familie Ericius machte sich Alten, um geschäftliche Angelegenheiten mit dem Grafen zu ordnen, nach Snarre auf den Weg.

Seine Frau sollte auf des letzteren Wunsch später nachfolgen. Es waren Anfragen wegen sehr bedeutender Bretterlieferungen aus Hamburg eingegangen, und ein Zwischenhändler wünschte in Anbetracht des ungewöhnlich großen Kostens eine Ermäßigung des angebotenen Preises. Auch hatte ein Geschäftsmann in Jünen wegen Lieferung von einigen Millionen Trollheider Torf angefragt, und es schien vielleicht erforderlich, mit diesem persönlich zu verhandeln.

Graf Snarre, der einen stark ausgeprägten Erwerbsjinn besaß, nahm dergleichen Meldungen stets mit sehr willigem Ohr auf.

Als Alten auf den Schloßhof von Snarre fuhr, sah er vor der Schloßtreppe zwei gefattete Reitpferde, die der Stallknecht langsam auf und ab führte, und nun eben trat Graf Snarre mit Dina Ericius aus der Halle heraus.

„Ah, lieber Director!“ rief der Graf freundlich, als er Alten anständig wurde. „Ich hole Ihre Verzeihung ein, daß ich gegen unsere Abrede nicht gleich zu Ihrer Verfügung sein kann. Bitte, machen Sie sich's in der Bibliothek bequem, Morten wird Frühstück auftragen — gestatten Sie, daß ich nach der Rückkehr mit Ihnen über unsere Geschäfte plaudere. Ich muß“ — dieses Wort betonte Snarre und sah lächelnd auf Dina, die mit erwartungsvollen Augen da stand — „mit Fräulein Ericius nach der Kegel Höhe reiten. Sie will's, sie hat's befohlen, und da ist nichts, nichts zu machen!“

Mit einem schelmischen Seitenblick belohnte das junge Mädchen Snarres artige Rede, auf welche Alten mit einem ehrerbietigen: „Ich bitte gehorsamst, Herr Graf,“ erwiderte. Und nun fügte auch Dina eine von einem warmen Händedruck begleitete Entschuldigung wegen der durch sie hervorgerufenen Aenderung der Abrede hinzu.

Als jene fortgeritten waren, erfuhr Alten von Morten, daß Susanne wegen einer Unpäßlichkeit das Zimmer hüten müsse, und daß sie am heutigen Tage vielleicht überhaupt nicht erscheinen werde.

Inzwischen trabten Graf Snarre und Dina über den gut erhaltenen Landweg ihrem Ziele zu. Das Mädchen sah mit ihrem gesunden Farben reizend aus. Die Freunde an dem Ausflug strahlte aus ihren Augen und Wienen, und je schärfer die Thiere aushielten, desto größeres Vergnügen legte sie an den Tag.

„Ah!“ rief sie. „Reiten, Reiten ist himmlisch! — Ich möchte schon deshalb immer auf dem Lande leben!“

Bei diesen Worten ging ein lebensprägender Athem aus ihrem Munde, und ihre leichten, elastischen Bewegungen verriethen die Gesundheit ihres Körpers und die unverdorbene Fröhlichkeit ihrer Seele.

Snarre sah auf seine vergnügte Nachbarin und fühlte sich in besonderer Weise von ihr angezogen. Und weil er das Bedürfniß fühlte, ein längeres Gespräch zu beginnen, schlug er vor, das Tempo zu mäßigen und die bereits warm gewordenen Thiere im Schritt gehen zu lassen.

„Sie würden aber doch mancherlei entbehren —“ begann er, an das früher Gesagte anknüpfend — „wenn Sie den Aufenthalt in der Stadt gegen das Land vertauschten. Rechte Abwechslung kann nur jener bieten, und ich denke mir, daß eben Sie sich nicht in einem einseitigen und geräuschlosen Leben glücklich fühlen würden.“

„Doch — wenn ich liebe Menschen um mich hätte, wäre mir jeder Ort recht. Nur einigen kleinen Liebhabereien vermag ich nicht zu entsagen; die kann ich nicht entbehren. Ich liebe leidenschaftlich Hunde, Apfelsinen und, recht lange in einem weichen, warmen Bette zu schlafen.“

Snarre lachte über diese sonderbare Zusammenstellung laut auf, aber dies Durcheinander und die kindliche Art, in der es vorgetragen wurde, machten ihm außerordentliches Vergnügen.

„So? Also das würde genügen?“ forschte er neckend. „Welche Hunderrasse, wenn ich bitten darf — und welche Apfelsinen?“

„Ich schwärme für Teller — und die Apfelsinen müssen in Messina, gleich links auf dem Berge der Glückseligen, gewachsen sein.“

„Hm! —“ machte Snarre, sichtlich belustigt. „Und wie müßten die Menschen aussehen? Welche Eigenschaften wären an ihnen erforderlich?“

„Natürlich müssen sie,“ ging's rasch aus Dinas Munde, „in erster Linie gut und lustig sein und, wenn möglich, auch hübsch. Ich kann mir nicht helfen: für häßliche Menschen vermag ich mich nun einmal nicht zu begeistern.“

„Da werden Sie also Ihre Frau Schwester sehr lieb haben?“
„Ja —! Nicht wahr, sie ist sehr hübsch, die verfloffene Uklar?“ plachte Dina drollig heraus.

„Wie Sie das sagen! Ich sehe schon, daß Ihnen sehr viele Kobolde im Nacken sitzen. Man muß sich vor Ihrem Spott hüten!“

„Nein!“ entgegnete Dina treuherzig. „Ich mag niemand wehetun, und wenn ich einmal jemand lieb habe, wie zum Beispiel die arme Ingeborg Elbe, bringe ich ihm gern jedes Opfer.“ —

„Veneidenswerth also, von Ihnen geliebt zu werden!“
Dina bewegte verlegen den Kopf und suchte mit der Reitgerte ihrem Fuchs eine Fliege zu verschenden. Dann sagte sie:
„Nein — ich glaube nicht, denn ich bin sehr anspruchsvoll. Ich gebe alles, was ich zu geben vermag, aber ich verlange auch viel!“

„Eigentlich ganz in der Ordnung!“

„Ja, so sollte man meinen. Aber ich sah's doch bei Susannen, wie schwer es ist, daß Menschen zusammenpassen. — Ich begreife nicht, daß sie Uklar nicht schon früher durchgebrannt ist.“

Dies Wort befremdete Snarre, und doch fand er, daß es ganz zu Dina passe. In der Anwendung solcher burlesken Redensarten, die sie auf den Välden von den Studenten gehört haben mochte, lag noch etwas Unverdorbenes, das ihn anzog. Aber er sagte doch:

„Das ist kein hübsches Wort, mit Verlaub, Fräulein Dina!“

„Ne! Ni's auch nicht“ — gab sie kurz und harmlos zurück. „Mama schilt fortwährend, daß ich noch — wie sie sagt — so jungenhaft bin. Ich möchte manches gern abstreifen, aber ich habe so wenig Talent zu gewissen Tugenden. Danke übrigens, Herr Graf, daß Sie mich ein wenig erziehen! Von Ihnen mag ich's gern hören.“

„Das ist ja eine große Schmeichelei für mich! Ich stand eigentlich unter dem Eindruck, daß Sie nur Ihrer Schwester zuliebe mit nach Snarre gekommen seien.“

Dina sah den Grafen mit großen Augen an. „Der verfloffene Uklar zuliebe —?“ stieß sie dann mit spitzem Munde und mit ihren reizenden Schwellklippen heraus. „Ne — ich kam doch, weil — weil —“

„Nun?“

„Weil Sie uns alle in so liebenswürdiger Weise eingeladen haben und weil . . .“ Jetzt erröthete sie.

„Weil —?“ fragte Snarre eindringlich und im Augenblick ganz bezaubert von dem Wesen des Kindes.

Dina zuckte die Schultern und hielt die Augen gesenkt. Es stand darin: „Bitte, frage mich nicht!“

Nun ritten sie eine Weile stumm neben einander her. Aus dem Gebüsch der Wälle drängten sich die anmuthig geformten Blüten des Weißblatts, und zahlreiche schon zur Härte ansehende Haselnüsse kämpften sich aus den grünen Kelchen hervor. Ein Rothkehlchen saß auf einem schwankenden Zweige, und zwischen dem Laub haßten sich mit zankendem Zwitschern andere kleine Vögel.

Da der Weg eben eine Biegung machte, befanden sich Snarre und Dina hier gleichsam abgeschlossen von der Welt. Die hohen Knickte verhinderten einen freien Blick über die Gegend.

Jetzt hob Snarre wieder an und sagte: „Sie äuserten vorhin, daß Sie gute und lustige Menschen besonders lieben. Ich kenne zwei Personen, von denen ich weiß, daß Sie beiden sehr zugethan sind, und die doch sehr ernste Naturen sind. Also die fröhliche Lanne muß nicht allein den Ausschlag geben?“

„Nun, und wen, Herr Graf?“

„Tromholt und Ingeborg Elbe.“ —

„Ja, Sie haben recht. Aber eben diese Eigenschaft entbehre ich auch an ihnen. Freilich —“

„Freilich?“

„Beide haben Ursache, ernst zu sein. Wenn die Verhältnisse anders liegen würden, wären sie auch gewiß lebensfroher. Tromholt liebte meine Schwester, und sie ließ ihn ablaufen — ah, da brauche ich wieder einmal einen so häßlichen Ausdruck; verzeihen Sie! — und Ingeborg Elbe — na, bei der ist's doch auch etwas mit dem Herzen. Der Larsen muß ein gräßlicher Mensch sein!“

Snarre, der absichtlich dem Gespräch diese Wendung gegeben hatte, hörte die ersten, aber kaum die letzten Worte, nickte mit dem Kopfe und sagte dann, gleichsam nur um etwas zu erwidern:

„Und Ihre Schwester hat ihre Ablehnung nie bereut — glauben Sie?“

„Ja, ich weiß nicht; ich werde aus Susanne nicht recht klug,“ gab Dina treuherzig zurück. „Neuerdings“ — nun stockte sie, da sie sich der Bedeutung ihrer Worte bewußt wurde — „neuerdings kommt's mir so vor, als ob sie — ob sie —“ Und dann fügte sie mit fast kindlicher Auflehnung hinzu: „Ach, das kann ich Ihnen ja nicht so sagen.“

„Weshalb nicht, da mich doch alles, was die Abrigen betrifft, sehr lebhaft berührt, Fräulein Dina?“

„Nun ja — ich meine — ich glaube, daß Susanne jetzt bereut, daß sie Tromholt nicht geheirathet hat, daß sie ihn — jetzt — obgleich —“

„Sie wollen mir nicht alles sagen?“ forschte Snarre und griff, da in diesem Augenblick zufällig Dinas Fuchs mit den Vorderbeinen stolperte und den Staub der Landstraße hoch aufwirbelte, dem Pferde mit rascher Bewegung in den Sägel.

Aber durch diesen Zwischenfall ward das Gespräch unterbrochen, und es fand sich später keine rechte Gelegenheit, es wieder auf das Gebiet vertraulicher Eröffnungen zurückzuführen.

Snarre aber sah bestätigt, was er gesücht hatte: Susanne war mit ihren Gedanken bei Tromholt, und er hatte nichts von ihr zu hoffen. —

Als Snarre und Dina auf das Gut zurückkehrten, wurde dem ersteren mitgetheilt, daß Frau von Alten schon eingetroffen sei und sich mit den übrigen Damen zu Susanne begeben habe, die Herren aber im Billardzimmer bei einer Partie beschäftigt seien.

Morten hatte jedoch noch etwas anderes mitzutheilen, und dies erregte den Grafen im höchsten Grade. Aus Trollheide war die Nachricht eingetroffen, daß der alte Elbe mit Larsen in Mätern zusammengetroffen sei, und daß zwischen ihnen ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden habe. Elbe liege schwer verwundet danieder, und sein Zustand gebe zur größten Besorgniß Veranlassung.

Snarre schüttelte mißmuthig den Kopf. Immer war etwas, jeden Tag! Seitdem er die Ericius'schen Besitzungen übernommen, hatte es kaum eine Woche gegeben, in der Alten nicht über Widerpenftigkeit oder Krankheit der Arbeiter, Beschädigung und dadurch hervorgerufenen zeitweiligen Stillstand der Maschinen, Ungelegenheiten bei den Frachtverladungen, geschäftliche Verdrießlichkeiten mit der Kundschaft oder sonstige Unliebhamkeiten zu berichten gehabt hatte.

Freilich, das war einmal nicht anders in großen Geschäftsbetrieben, aber Snarre stand doch bisweilen unter dem Eindruck, als ob er besser gethan hätte, sich auf die ganze Sache nicht einzulassen. Zudem wurden seine eigentlich und ursprünglich damit verbundenen Zwecke nicht erreicht!

Durch das Gespräch mit Dina war's ihm nun beinahe zur Gewißheit geworden, daß Susannens Liebe zu erwerben ein ganz vergebliches Bemühen sein werde.

So kam er denn in recht gedrückter Stimmung zu Tisch, die noch verschlimmert wurde, als sich Susanne auch für den übrigen Theil des Tages entschuldigen ließ. Die Fröhlichkeit in dem kleinen Kreise war künstlich, ja, es ruhte ein so ungemüthlicher Druck auf der Gesellschaft, daß Alten nach Tisch und nach Erledigung seiner Geschäfte mit dem Grafen Bianca beiseite zog und ihr zuflüsterte, sie möge ein Krepshaw vorschützen, damit sie sich entfernen könnten. —

„Eine verdammt hochmüthige Art ist einmal diesen Hochgebornen eigen und von ihnen unzertrennlich —“ stieß er, seiner leichtfertigen scharfen Kritik nachgebend, heraus. „Snarre macht mich fast verantwortlich, daß der alte heißblütige Elbe Larsen an die Kehle gesprungen ist, auch benutzte er die Gelegenheit, sich über die ‚fortwährenden Verdrießlichkeiten‘, die ihm die Werke bereiteten, auszulassen. Wenn ich nicht auch gute Nachrichten in der Tasche gehabt hätte, würde er mir womöglich schon heute einen Bier-spänner zur Verfügung gestellt haben, um anderweitig mein Glück zu versuchen.“ —

Aber Bianca redete ihrem leicht aufbrausenden Manne zu: „Aberall ist etwas, Lieber! Beruhige Dich! Morgen wirst Du die Dinge in einem anderen Lichte ansehen, und wer weiß, was den Grafen beschäftigt! Vielleicht hängt's mit Susanne zusammen! Ja, ich glaube es fast. — Denke also, Du seiest gar nicht gemeint, und nimm die Sache unpersonlich. — Im großen und

ganzen mußt Du doch einräumen, daß der Graf in Anbetracht der Standesvorurtheile, in denen er aufgewachsen ist, ein unbefangener denkender und lebenswürdiger Mann ist. Er giebt sich, wie er ist, und hat niemals Hintergedanken."

Aber Alten bestand doch auf seinem Willen. „Glaube mir, Bianca, es ist besser, wir gehen! Ich kenne den Grafen. Gerade, weil ihn möglicherweise diese Dinge beschäftigen, möchte er mit sich allein sein. Wenn wir gehen, ziehen sich die übrigen sicher schon vor dem Abendessen zurück, und das entspricht seinen Wünschen."

Und so geschah's denn, wie Alten wollte, und Graf Snarre machte auch nur äußerlich Einwendungen.

* * *

Zu Snarres Freude war Susanne schon am nächstfolgenden Tage wiederhergestellt und schien sogar an guter Laune gewonnen zu haben. Die nächste Zeit verlief in angenehmster Weise, und gegen Ende der Woche entsprachen Susanne und Dina auch einer Einladung Altens zu einem Besuch in Trollheide, wohin sich derselbe wegen der eingetretenen Vorkommnisse begeben hatte. Die Ericius'schen Damen kannten den Besitz eigentlich nur vom Hörensagen und waren sehr gespannt, das frühere Eigenthum ihres Vaters kennenzulernen. Dina ward noch von dem besonderen Wunsch geleitet, ihre arme, inzwischen aus dem Heide-wirthshaus nach Trollheide hinübergeschaffte Freundin Ingeborg wiederzusehen. Dessen Zustand war indessen noch immer derart, daß man ihr das in Mädkern Vorgefallene hatte verheimlichen müssen.

Graf Snarre benutzte die Abwesenheit der jungen Damen, um selbst in die Umgegend zu fahren und eine Anzahl befreundeter Familien zu einem Balle einzuladen. Mit einem solchen wollte er Susanne und Dina überraschen. Er hatte deshalb auch den Wünschen seiner Gäste ein bereitwilliges Ohr geliehen, und es war die Abrede getroffen, daß die Rückkehr am Spätnachmittage des zweiten Tages erfolgen und der Graf die Damen aus Vimsforden abholen sollte.

Alles verlief nach Abrede. Mit einem Bierergespann fuhren Susanne und Dina morgens in der Frühe nach Vimsforden ab und machten sich, nach einem dort eingenommenen Frühstück, in Begleitung Biancas nach Trollheide auf den Weg.

Als sie durch die sonnenbelegte Herbstlandschaft fuhren, wurden Biancas Erinnerungen an ihren Bruder sehr lebhaft; sie erzählte auch viel von ihm und dem damaligen Aufenthalt, und Susanne hörte ihrem Bericht mit größter Aufmerksamkeit zu. Neben dem Bedürfniß, über Richard zu sprechen, leitete Bianca heute einmal der Wunsch, den Eindruck ihrer Worte auf Susanne zu beobachten, und sie erreichte, was sie beabsichtigte.

Kurz vor Mittag und noch vor Ankunft der Damen in Trollheide trat eine unerträglich schwüle Lust ein. Am Himmel thürmten sich dunkle Wolkengebilde auf, und ein heißer Wind fuhr in kurzen Abfällen über die langgebehten Moorströcke.

Da Bianca einen stärkeren Regenniedergang fürchtete, hieß sie den Kutscher möglichst schnell fahren, und es gelang auch, Trollheide ohne Fährlichkeiten zu erreichen.

Alten stand bei ihrer Ankunft auf dem Hofe und schwenkte ein weißes Tuch:

„Willkommen, willkommen in Trollheide, meine sehr verehrten Damen!" rief er fröhlich. „Ihr Erscheinen vertreibt mit einem Schlage alle Trübsal. Bitte, die Zimmer im Hause sind instand gesetzt, und das Essen wird sogleich aufgetragen werden. — Der Himmel? Nein, der thut uns heute nichts, denke ich. Ich rechne sogar sehr darauf, daß wir am Nachmittage auf die Moore hinausfahren, und Fräulein Elbe — allerdings, es geht etwas besser, wenigstens so gut, daß sie für kurze Zeit Menschen sehen kann, — hofft sehr auf Ihren freundlichen Besuch."

Nach dem Mittagessen begaben sich die Damen zunächst zu Ingeborg. Das Wiedersehen mit der Kranken, die matt und bleich im Lehnstuhl saß, war ein sehr bewegtes.

Dina ward durch das veränderte Aussehen der Freundin so ergriffen, daß ihr wiederholt Thränen in die Augen traten. Es schien, als sei das arme Mädchen völlig geknickt; von der schönen Ingeborg war nur der Schatten zurückgeblieben.

Noch immer stand Larzens Bild wie ein Schreckgespenst vor ihrer Seele, ja neuerdings trat es sogar zeitweise wie körperhaft vor ihr Auge, sodaß sie plötzlich laut aufschrie und nach Hilfe für sich und ihren Vater beehrte. Diese Anfälle schrieben sich von dem Tag ihres ersten auf Anrathen des Arztes unter-

nommenen Ausganges her. Nur wenige Schritte hatte sie ohne Begleitung im Garten gemacht, als sie bleich und zitternd zurückkehrte, ohne indessen einen Grund für diese plötzliche Beunruhigung angeben zu können. Doch war sie seitdem durch kein Zureden mehr zu bewegen gewesen, das Haus zu verlassen, und ihre durch furchterregende Vorstellungen gehobene Seelenangst kehrte wieder, sobald sie allein war.

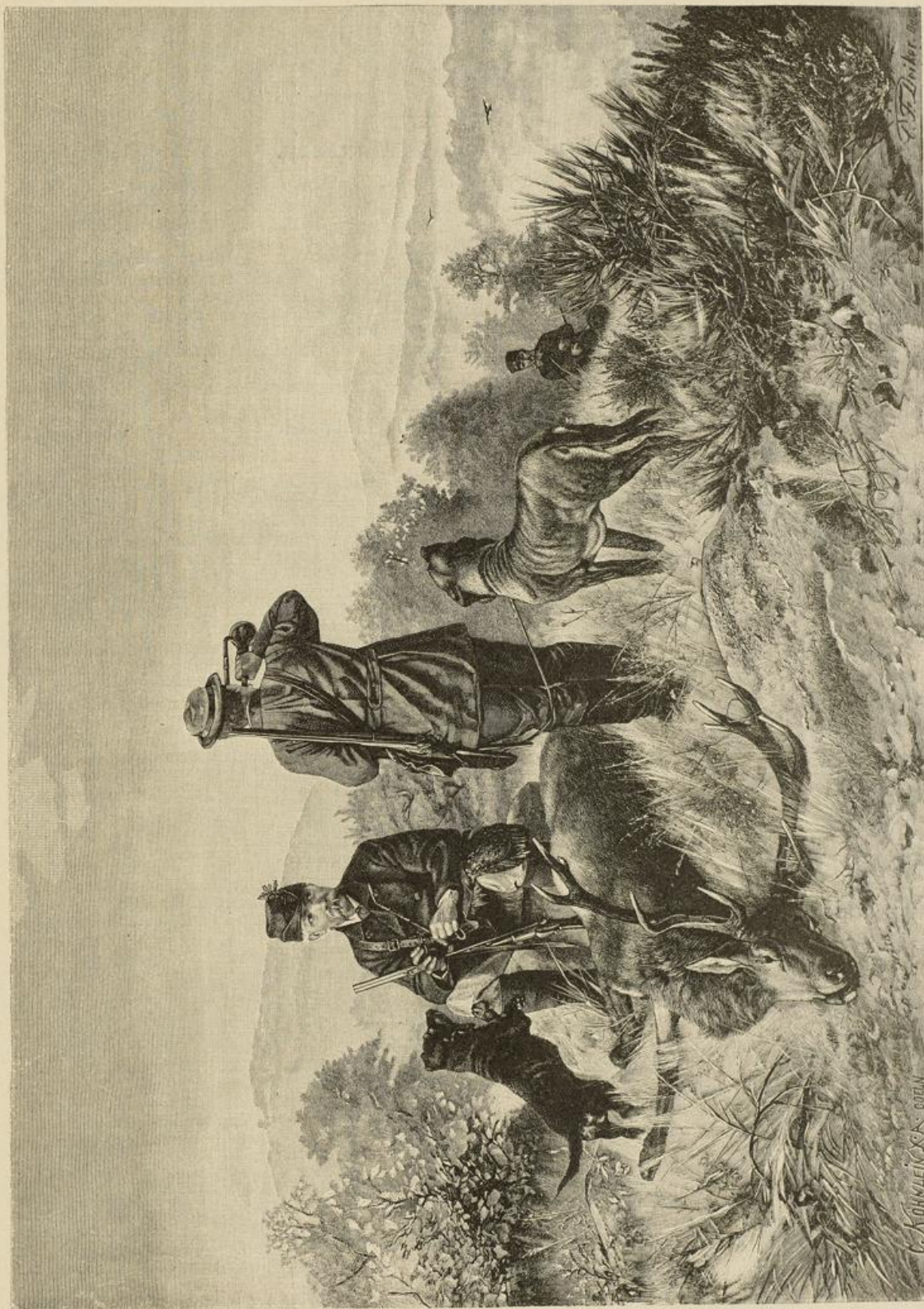
Daß Larzen sich jetzt noch in der Gegend befände, hielten die Gutsleute, soviel sie auch sonst dem gewaltthätigen Kapitän zutrauten, einstimmig für eine Unmöglichkeit. Der rothe Jeppe war von den Gendarmen bald nach dem Anschlag auf Ingeborg gefaßt worden, hatte erst alles geleugnet, dann aber sich als das unschuldige Opfer von Larzens Verführung hingestellt und dessen Versteck in Mädkern dem Gericht verrathen. Dort wäre dieser auch zweifellos festgenommen worden, hätte nicht des alten Brausekopfs Elbe eigenmächtiges Eingreifen die Vorsicht der Gendarmerie durchkreuzt und Larzen in dem Augenblick aus der Schlinge befreit, als sie sich eben um seinen Hals zusammenzuziehen drohte. Nun hatte aber Larzen auch den Alten, aus dessen noch immer kräftigen Häuten er sich durch einen Messerstich gelöst, auf dem Gewissen, und die Strafe, die auf diese That stand, war eine weit schwerere, als er sie für sein erstes Verbrechen zu gewärtigen hatte. Seine Spur war seitdem verloren; zwar hatten die Behörden Beschlag auf sein Schiff gelegt und sein Signalement nach den benachbarten Hafensplätzen, wo er etwa fremden Dienst hätte suchen können, gesandt, aber trotzdem zweifelte niemand daran, daß es dem geriebenen Fuchs doch noch gelungen sei, sich ein Loch offen zu halten, und daß er jetzt wohl schon weit draußen auf hoher See schwimme, um nicht so bald wieder in sein Vaterland zurückzukehren.

Ingeborgs Angst aber erklärte der Arzt für eine Folge der furchtbaren Nervenregung, die sich ihrer in jener Nacht im Moor bemächtigt hatte. Nur mit der Zeit und unter dem Einfluß einer anderen Umgebung werde sie sich legen.

Wer aber in Ingeborgs Herz hätte sehen können, der wäre wohl zu anderen Schlüssen gekommen. Sie hatte einen guten Grund für ihre Angst, den sie jedoch, da sie von den jüngsten Ericniussen in Mädkern nicht unterrichtet war, aus Besorgniß für ihren Vater den andern verschwieg.

Larzens Leidenschaft für das Mädchen war durch das Mißlingen seiner Anschläge nur gesteigert, ja bis zur Raserei emsacht worden. Nachdem er einmal den Weg der Gewaltthat betreten hatte und, von den Gerichten verfolgt, als Geächteter herumirrete, lebte er auch vor dem Neuesten nicht mehr zurück. Das Mädchen war sein Eigenthum, ihm von Jugend auf zugesprochen, daran klammerte er sich mit der ganzen Fähigkeit seines Charakters, und daß ein anderer ihm dieses Eigenthum rauben könnte, erhöhte ihm nur dessen Werth und erfüllte ihn mit namenlosem Ingrimm. Sein Schiff, sein Vermögen konnten sie ihm nehmen, aber sie nicht. Er mußte fliehen in ein anderes Land, einen andern Welttheil, ja, das wollte er, aber nicht ohne sie, nicht, wenn sie hier lebend zurückblieb. Daß ein anderer sie, sie einen anderen lieben könnte, der Gedanke hatte wie ein Blitzstrahl sein arbeitendes Gehirn erleuchtet. Lange hatte er über die erst kaum begriffenen Gründe ihrer Entfremdung von ihm nachgedröhelt; seine Untreue konnte ihr verrathen worden sein, wohl; aber dieser Umstand war in seinen Augen nicht bedeutend genug, um ihre plötzliche Flucht am Hochzeitstag zu erklären. Er vergebemwärtigte sich noch einmal die Ereignisse dieses Tages, und da erkannte er die Wahrheit. Waren denn nicht an jenem Morgen mit dem alten Elbe der Direktor von Vimsforden und dessen Schwester als unerwartete und ungebetene Gäste zu Mädkern im Hause seiner Mutter eingetroffen, hatten sie nicht Blide mit einander gewechselt, sonderbare Blicke, die er damals nicht verstand und auch nicht weiter beachtete, und hatte nicht während eines Gesprächs über das Seemannsleben, in das ihn, Larzen, der Direktor verflochten, Ingeborg ihre Flucht bewerkstelligt? — Ja, so war es, und das alles war ein abgekartetes Spiel zwischen ihnen gewesen, seine Wachsamkeit zu täuschen, ein Spiel, dem sogar der alte Elbe, der seines gegebenen Worts gern auf irgend eine Weise quitt geworden wäre, nicht fern stand. Auch über die Richtung ihrer Flucht hatten jene ihn getäuscht, zu Tromholt nach Trollheide war sie geflohen; natürlich, sie kannte ja den Weg dorthin oder nach Vimsforden, sie hatte ihn früher schon gemacht, früher — ja — und von daher kam ihre Entfremdung. Wie hatte er, Larzen, nur so blind sein können! Tromholt hatte sie ihm entzissen, Tromholt liebte

ohne
 gründ-
 ung
 reden
 durch
 nieder,
 selten
 pflan
 war
 efaßt
 un
 dessen
 dieser
 aufe-
 merie
 freit,
 Nun
 tigen
 ißen,
 erere,
 Seine
 Schlag
 arten
 ge-
 benen
 und
 mme,
 e der
 Moor
 einer
 wäre
 guten
 n Ex
 für
 ungen
 rden,
 und,
 uch
 fein
 merte
 z ein
 dessen
 fein
 iehen
 e er,
 Daß
 hatte
 lange
 dung
 rden
 t be-
 ären,
 ages,
 enem
 und
 idern
 e mit
 stand
 eines
 rektor
 war
 n ge-
 e der
 Weise
 htung
 beide
 nach
 und
 ur so
 tieble



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Sirsch todt! Nach einem Gemälde von C. F. Deiter.

das Mädchen, und sie liebte ihn lange schon. Er wollte sie heiraten, das gefiel natürlich dem alten Elbe, und weil es in Limforden, wo sie Wirtschaftlerin und Tromholt Direktor gewesen war, doch nicht wohl anging, deshalb hatte dieser jetzt den Posten aufgegeben und war ins Ausland, nach Kopenhagen, gereist. Auch das war nur eine Komödie, um ihn, Larfen, zu täuschen. Ingeborg wartete

nur, bis jener kommen würde und sie hinüberholte als sein Weib. Nun glaubte er, alles zu durchschauen, aber lange genug war er das Opfer ihres Betrugs gewesen, ein grimmiger Haß erfüllte ihn gegen Tromholt und Elbe, selbst gegen Ingeborg, ein Haß, der seine Begierde nach ihrem Besitz nur noch bestiger anfaßte.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche von D. Sanders.

Spruch und Edelstein.

Die Wahrheit und der Diamant
Sind an sich werthvoll; doch erkannt
Wird meist ihr Werth erst und begriffen,
Wenn sie, von Künstlerhand geschliffen,
In rechte Fassung sind gebracht.
Voll funkelt dann der Brillant
Und jeder preiset seine Pracht.
Ein Spruch, der jedem leuchtet ein,
Ist eben solcher Edelstein.

Urtheil nach dem Erfolg.

Man fragt nicht viel bei deinen Thaten,
Ob Gutes du gewollt, wenn sie sind schlecht ge-
rathen.

Vater und Sohn (afghanisch).

Des Vaters wird mit Segen oder Fluch gedacht
Nach dem, was Böses oder Gutes hat der Sohn
vollbracht.

Ruhm.

Ruhm, der dir folget, erfreut; doch er peinigt
dich, wenn du ihm nachjagst.

Liebe und Eifersucht.

Sind Lieb' und Eifersucht ein Schwesterpaar,
Sind's Stiefgeschwister doch nur, das ist klar!
Ungleichler könnten nicht die Väter von den
zweien,
„Vertrauen“ der und dieser „Mißtrau'n“ sein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Volkshelilstätten für Lungenkranke.

Von Dr. med. Karl Driver.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Unter allen Krankheiten der Menschheit, die verheerendsten Seuchen nicht ausgenommen, giebt es keine, an welcher jahraus jahrein so viele Menschen zu Grunde gehen, als die Lungenschwindsucht. Nun hat der berühmte „Bacillenwater“ Robert Koch in Berlin unumstößlich nachgewiesen, daß die alleinige Ursache dieser Krankheit der sogenannte Tubercelbacillus ist, ein schlankes Stäbchen (bacillus = Stäbchen) von etwa fünf tausendstel (0,005) Millimeter Länge, so daß ein solches erst bei mindestens dreihundertfacher Vergrößerung in einem guten Mikroskope und gefärbt sichtbar zu werden anfängt.

Dieser Bacillus ist es, der die Lungenschwindsucht veranlaßt, in der Lunge des Kranken sich stark vermehrt und mit dem Auswurf hinausbefördert wird. Und dieser Auswurf der Lungenkranke nun ist die hauptsächlichste Quelle der Gefahr für andere, denn wo dem Bacillus einige Wochen Ruhe zur Ansiedelung gelassen werden, wo er ferner ein geeignetes Nährmaterial für sich vorfindet, da richtet er große Verwüstungen an und ist äußerst schwer oder nie wieder zu vertreiben. Ich will hier nicht weiter auf Fragen eingehen, die endgültig noch nicht erledigt sind, so z. B. auf welche Weise der Auswurf ansteckend wirkt: ob dadurch, daß er vertrocknet, verstaubt und „eingathmet“ sich in den Lungen ansiedelt und die Schwindsucht hervorruft — eine Annahme, die durch ihre Einfachheit verlockend erscheint und von der Kochschen Schule auch zu der ihrigen gemacht worden ist, gegen die aber eine Menge schwerer Bedenken von gewichtiger Seite vorgebracht wird, — oder ob die Bacillen in trockenem oder feuchtem Zustande durch zufällige, wenn auch kleinste Wunden der Haut oder der Schleimhäute der Nase, des Mundes oder auf dem Wege der Lymphgefäße an den Ort gelangen, wo sie festen Fuß fassen — auf diese und andere Fragen ist hier nicht der Platz, näher einzugehen. Doch bleibt von der Beantwortung derselben die Thatsache unberührt, daß der bacillenhaltige Auswurf Lungenkranke der Hauptträger des Schwindsuchtsgiftes ist und deshalb unter allen Umständen so schnell und so gründlich wie möglich vernichtet werden muß. Nebenbei will ich nur noch darauf hinweisen, daß die Milch sowohl wie das Fleisch schwindsüchtiger (verksüchtiger) Kühe, insbesondere erstere, wohl gar nicht so selten den Ausgangspunkt der menschlichen Schwindsucht bilden. Es ist nämlich nachgewiesen worden, daß die Milch von verksüchtigem Rindvieh in 55 Prozent aller Fälle Schwindsuchtbacillen enthielt. Wir sollen daraus die Lehre ziehen, nie rohe Milch zu genießen, sondern nur gedochte; längeres Kochen tödtet die Bacillen in der Milch unfehlbar, ohne den Nährwerth der letzteren herabzusetzen.

Als bald nach der Entdeckung, daß die Lungenschwindsucht durch einen besonderen Spaltpilz hervorgerufen wird, glaubte eine Menge berühmter und unberühmter Aerzte, daß es nun das wichtigste sei, nach einem besonderen Heilmittel dagegen auf die Suche

zu gehen, entweder um mit demselben die Bacillen im Innern des menschlichen Körpers unmittelbar zu tödten oder doch wenigstens die Gewebszellen oder die Gewebsflüssigkeit derartig zu verändern, daß dieselben für die Tubercelbacillen keinen geeigneten Nährboden mehr abgeben. An und für sich ist eine solche Ansicht und die aus derselben gezogene Schlussfolgerung ja nicht ganz unlogisch; haben wir doch gegen eine Reihe von Krankheiten, welche nachweislich ebenfalls durch Ansteckung infolge Berührung oder Ausdünstung entstehen, ein entsprechend geartetes Heilmittel, z. B. gegen das Wechselieber Chinin, gegen den akuten Gelenkrheumatismus das salicylsaure Natron etc. Aber der Erfolg, den diese Heilmethode mit den Hunderten von Mitteln, vom benzoesauren Natron und Arsen angefangen bis zum Creosot und zur Einathmung überhitzter Luft, gegen die Schwindsucht aufzuweisen hat, ist mindestens gleich Null, wenn sie nicht, was wahrscheinlicher ist, sogar schädlich wirkt. „Die arzneiliche Behandlung der Lungenschwindsucht hat vollständig Banterott gemacht“, urtheilt Professor Gerhardt-Berlin.

Trotzdem bricht sich die Ansicht, daß die Lungenschwindsucht eine heilbare Krankheit ist, immer mehr Bahn, dank den Erfolgen, welche hauptsächlich die besonders für Schwindsüchtige eingerichteten Heilanstalten in immer steigendem Maße aufzuweisen haben. Eine Statistik der letzten in der Heilanstalt zu Reiboldsgrün behandelten 2000 Fälle von wirklicher bacillärer Lungenschwindsucht lieferte folgendes Ergebnis: auf 100 Kranke entfallen geheilt 13,66%, bedeutend gebessert (d. h. sie verließen die Anstalt zu früh) 28,02%; gebessert (d. h. meist zu spät gekommen und zu früh abgereist) 28,60%, ungebessert 25,20%, gestorben 4,52%; also 70,28% thatsächliche Erfolge, welche sich noch ganz wesentlich vermehren und befestigen ließen, wenn die Kranken sofort nach den ersten Anzeichen der Erkrankung eine Heilanstalt aufsuchten und lange genug darin verblieben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß mindestens 75% aller Schwindsüchtigen vor einem frühzeitigen Tode bewahrt und wieder in ihrem Berufsberufe arbeitsfähig werden könnten, wenn dieselben zeitig einer Heilanstalt für Lungenkranke übergeben würden und lange, etwa 3 Monate, in derselben verweilten. Diese Ueberzeugung drängt sich immer weiteren Kreisen auf, besonders auch den Führern in der ärztlichen Wissenschaft. Während seit meinem ersten Artikel in der Nr. 34 des Jahrgangs 1882 der „Gartenlaube“ manches Jahr verging, ohne daß viel mehr als die eine oder andere Zustimmung zu meinem Vorschlage der Errichtung von Volkshelilstätten für Lungenkranke sich kundgab, scheint die Sache jetzt in Ruß zu kommen und durch die berufsensten Hände in die richtigen Bahnen geleitet zu werden. Die Beschaffung der nöthigen Geldmittel spielt auch hier wieder wie so oft eine Hauptrolle.

In Berlin war schon vor mehreren Jahren bei den städtischen Behörden der Gedanke angeregt worden, durch Errichtung

besonderer Anstalten für Tuberkulose zu sorgen. Die Frage wurde der städtischen Deputation für Gesundheitspflege vorgelegt (30 Mitglieder) und von dieser einem Unterausschuß von Sachverständigen zur Berathung übergeben. Dieser Ausschuß hatte nun der Deputation für Gesundheitspflege folgende Erklärung vorgeschlagen: „Mit Rücksicht auf die große und voraussichtlich zunehmende Zahl der chronischen Brustkranken, welche in die städtischen Kranken- und Siedheianstalten aufgenommen werden müssen, ist die Errichtung einer besonderen Heil- und Pflgeanstalt für Lungenkranke in der Umgebung der Stadt dringend wünschenswert.“

Erst am 22. Oktober 1889 kam dieser Vorschlag zur Beschlußfassung vor die städtische Deputation für Gesundheitspflege, und merkwürdigerweise wurde in derselben fast einstimmig beschlossen, die ganze Angelegenheit auf etwa ein Jahr zu vertagen. Als Grund hierfür wurde angegeben einmal die Rücksicht auf die großen anderweitigen gesundheitlichen Aufgaben, welche die Stadt Berlin in der nächsten Zeit zu erfüllen habe, sodann die Ansicht der in dem Unterausschuß anwesenden Aerzte, daß die Zahl der Ansteckungen mit Schwindsuchtsgift im Verhältniß zu der großen Anzahl Lungenkranker doch eine ganz außerordentlich geringe sei. Ein dem Ausschuß angehöriger Oberarzt eines der größten Berliner Krankenhäuser habe geltend gemacht, daß er tausend und mehr Tuberkulose behandelt habe, ohne je einen vollständig sicheren Fall von Ansteckung festgestellt zu haben.

So werthvoll dieses Geständniß gerade für die Sonderheilanstalten für Lungenkranke ist, und so sehr diese Erfahrung mit meiner eigenen übereinstimmt, so wenig berührt diese Begründung den Kern der Angelegenheit. Denn es sollen nicht Volkshelinstätten für Lungenkranke gebaut werden, um die Gesunden vor Ansteckung zu bewahren — das erzielt man viel billiger und einfacher durch die Vernichtung des tuberkulösen Auswurfes — sondern um die von der Tuberkulose Befallenen zu heilen. Obgleich nun auch in gut geleiteten allgemeinen Krankenhäusern Besserungen vorkommen — nach Angabe des oben erwähnten Krankenhausoberarztes bis zu 32,7% — so besteht in solchen Krankenhäusern doch der große Uebelstand, daß Lungenkranke nicht gern lange in denselben gehalten werden. Nach dem Geständniß eines andern Berliner Krankenhausleiters werden den von akuten Leiden wie Typhus, Lungenentzündung und andern befallenen, aber durchweg heilbaren und der ärztlichen Fürsorge während der verhältnißmäßig kurzen Dauer ihres Leidens weit bedürftigeren Kranken gegenüber die Lungenschwindsüchtigen mehr oder weniger vernachlässigt und, weil sie den nöthigen Platz für Schwerkranken wegnehmen, zu zeitig entlassen. Daß es da bald wieder beim alten sein wird, ist ja selbstverständlich, und es verringert sich damit der Prozentsatz der dauernd Geheilten bis auf ein verschwindendes Maß.

Von der städtischen Deputation für Gesundheitspflege auf ein Jahr zurückgestellt, wurde die Frage der Errichtung von Schwindsuchtsheilstätten für Unbemittelte vom Geheimen Rath Professor Leyden in der Sitzung des „Vereins für innere Medizin“ vom 20. Januar dieses Jahres wieder vor einer andern, lediglich ärztlichen Hörerschaft auf die Tagesordnung gebracht, um eine lebhafte Erörterung hervorzurufen. Leyden gesteht ebenfalls, daß mit Arzneimitteln gegen die Schwindsucht nichts auszurichten sei, sondern daß der Schwerpunkt der Behandlung in dem hygienisch-diätetischen Verfahren zu suchen sei, jenem Verfahren, welches den Körper zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen bestrebt ist, damit er die Krankheitsreize nach und nach zu überwinden und auszuscheiden befähigt wird. Ferner gesteht er, daß nur die Tuberkulösen in den vorgeschrittenen Krankheitsstufen und mit schweren Nebenerkrankungen in Hospitälern behandelt werden können und sollen, daß aber die Mehrzahl der Tuberkulösen in den gewöhnlichen Krankenhäusern nicht in solcher Weise behandelt werden können, welche geeignet ist, die überhaupt erreichbaren Erfolge bei ihnen auch wirklich zu erzielen. Die Behandlung der Tuberkulösen in besonderen Heilanstalten sei ein wesentlicher Fortschritt der Neuzeit. Auch bespricht er dann die Ansteckungsgefahr der Schwindsucht und ist ebenfalls der Ansicht, daß dieselbe in gut geleiteten Anstalten mit Sicherheit vermieden werden könne. „Nach Befestigung dieser Bedenken,“ sagt er, „steht die Anstaltsbehandlung wieder in vollstem Ansehen, woran sich der Wunsch knüpfen muß, die Vortheile einer solchen Behandlung einer größeren Zahl dieser unglücklichen Kranken zugänglich zu machen, und zwar entspricht es den großen menschenfreundlichen

Bestrebungen unserer Zeit, diese Vortheile nicht bloß wie bisher den besser gestellten Ständen, sondern auch den weniger begüterten Gesellschaftsklassen zugänglich zu machen.“

Am Schlusse seiner Rede kommt er darauf zurück, daß es zweckmäßig und erfolgreich sein würde, wenn von ärztlicher Seite die Anregung zur Errichtung solcher Heilanstalten in der Umgebung Berlins, in welcher es gewiß an den geeigneten Räumlichkeiten nicht fehle, in die Hand genommen würde.

An diesen Vortrag schloß sich in den folgenden Sitzungen vom 3. und 20. Februar eine Besprechung, aus welcher zunächst leider zu ersehen war, daß, trotzdem Berlin durch seine neueren hygienischen Einrichtungen zu einer sehr gesunden Stadt geworden ist, in welcher die Sterblichkeit der Bevölkerung vom Jahre 1875 bis 1885 von 29,7‰ auf 24,3‰ heruntergegangen ist, doch die Tuberkulose sich in Bezug auf ihre tödlichen Ausgänge in nichts gebessert habe; im Gegentheil starben im Jahre 1876 219, im Jahre 1885 aber 283 auf das Tausend der Gestorbenen an Schwindsucht, das heißt in einem Jahre in Berlin allein 4472 Personen. Und was sagte im Laufe der Verhandlung einer der Redner? „Was thun wir im allgemeinen der tuberkulösen Erkrankung gegenüber? Wir lassen es so gehen, wie es Gott gefällt. . . Durch die Einrichtung von Heilstätten für Tuberkulose wird man dem Elend der Armuth entgegenarbeiten und den Kranken für sich, für seine Familie und für den Staat erhalten.“

Ein anderer Redner meinte: „Vor der Entdeckung des Tubercle bacillus ist die Ansteckungsgefahr unterschätzt worden, jetzt wird sie überschätzt. Alle für dieselben beigebrachten Gründe sind rein theoretischer Natur.“ Und ein anderer forderte, man solle die Kranken nicht nach dem Süden verschicken, weil sie im Eisenbahnwagen und in den Gasthöfen meist ein recht trauriges Dasein führten. Schließlich gelangte folgender Antrag zur Annahme: „Der Verein für innere Medizin beauftragt seinen Vorstand, sich mit den Vorständen anderer Vereine in Verbindung zu setzen, um die Gründung von Heilanstalten für Schwindsüchtige in der Nähe von Berlin zu bewerkstelligen.“ Damit ist diese wichtige Angelegenheit in guten Händen.

Ich habe den Verlauf der Verhandlung im Berliner „Verein für innere Medizin“ zuerst geschildert, da diese die letzte Kundgebung in dieser Beziehung ist und aus der Hauptstadt des Deutschen Reiches kommt. Vorher schon hatte Professor Fintelburg aus Bonn in der Generalversammlung des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege am 2. Dez. 1889 zu Düsseldorf einen Vortrag gehalten: „Ueber die Errichtung von Volkshelinstätten für Lungenschwindsüchtige“, in welchem derselbe ebenfalls, ausgehend von der Ansteckungsgefahr aller gegen die Lungenschwindsucht neuerdings empfohlenen Mittel und von der erschreckend großen Verbreitung der Schwindsucht in Rheinland und Westfalen, wo zwischen 18,4% bis 61%, in einigen Berufsclassen, z. B. unter den Apparateuren in Erefeld, bis zu 92% aller Todesfälle auf die Tuberkulose treffen, für die Errichtung von Volkshelinstätten für Lungenkranke lebhaft eintritt. Auch Professor Fintelburg betont die Ungefährlichkeit des Tubercleparasiten gegenüber gesunden Menschen mit ungeschädigten Organen, die Unzulänglichkeit, ja geradezu Mangelhaftigkeit der den unbemittelten Lungenschwindsüchtigen Deutschlands gewidmeten Krankenhauspflege, beweist diese seine Behauptung durch Zahlen, welche feststellen, daß im ganzen Deutschen Reiche auf je 100 Aufnahmen in die allgemeinen Krankenhäuser nur 4% Lungenschwindsüchtige kamen, und verlangt am Schlusse seiner lehrreichen und vom edelsten Geiste getragenen Rede ein thatkräftiges Vorgehen in erster Reihe seitens der Gemeindeverwaltungen, insbesondere der größeren Städte, und der Krankenkassenvereine, denen größere Verwaltungsverbände, die Provinzial- und die Staatsbehörden zum Vortheil des Gemeinwohls mithelfend zur Seite stehen müßten. Erst nach einem thatkräftigen Vorgehen dieser berufenen Vertretungen öffentlicher Fürsorge sei bestimmt zu erwarten, daß auch die Privatwohlthätigkeit einem so menschenfreundlichen Unternehmen ihre Unterstützung zuwenden werde. Noch auf einen besonderen Punkt in der Rede Professor Fintelburgs möchte ich hier aufmerksam machen. Er weist nämlich den zu errichtenden Anstalten für unbemittelte Lungenkranke noch einen erzieherischen Zweck zu, indem er annimmt, daß durch die mit Strenge durchgeführte Gewöhnung ihrer Pflgelinge an vorsichtige Behandlung des Auswurfes — und, wie ich hinzufügen möchte, an natürliche Lebensweise, an Luft und gesunde Kost — allmählich eine Aufklärung und eine Erziehung

weiterer Volkschichten außerhalb der Anstalten zur richtigen Pflege lungenkranker Kranken sich ergeben werde. Anstatt zu Ansteckungsherden der Krankheit zu werden, dürften diese Anstalten im Gegentheile Ausstrahlungspunkte einer geregelten Verhütung der Ansteckungsgefahr auch im Familienleben werden.

Nur einen Monat später, am 3. Januar 1890, hielt der — von dem Kehlkopfleiden des Kaisers Friedrich her bekannte — Professor Dr. Schrötter in Wien im „Wissenschaftlichen Klub“ daselbst einen Vortrag „Ueber die Tuberkulose und die Mittel zu ihrer Heilung“. Er weist zunächst darauf hin, daß in Wien durchschnittlich täglich 15 Menschen derselben zum Opfer fallen, was im Jahre etwa 5500 macht, also an sich und im Verhältnis zur Zahl der Todesfälle überhaupt viel mehr als in Berlin. Wien ist recht eigentlich eine Schwindfuchtsstadt, in ihr fallen — statt $\frac{1}{2}$, wie anderswo — $\frac{1}{3}$ aller Menschen, also 25 % der Schwindfuchts zum Opfer, und selbst die Wiener Aerzte nennen die Schwindfuchts die „Wiener Krankheit“. Besonders in den Armen- und Arbeitervierteln haust dieselbe schrecklich. Ferner huldigt auch Schrötter wie wohl zur Zeit mit Recht alle erfahrenen Forscher der Annahme, daß sich der schwindfuchtsige Mensch zur Zeit der Ansteckung unter ganz besonders günstigen Bedingungen zur Aufnahme der kleinen Lebewesen, also in einer zeitweilig besonders gesteigerten Empfänglichkeit befunden habe. Also auch Schrötter kommt ohne die Annahme einer angeborenen oder erblichen besonderen Veranlagung nicht aus. Besonders neigt er — das sei hier nur nebenbei bemerkt — der Ansicht zu, daß viele Erkrankungen an Schwindfuchts in vorgerückterem Alter von einer aus der frühesten Kindheit herstammenden, aber Jahre lang ohne alle äußere Anzeichen bestehenden tuberkulösen Entartung der Lymphdrüsen ausgehen, woraus wir den Schluß zu ziehen haben, daß Kinder, auf denen der Verdacht ruht, mit tuberkulösen (strophulösen) Drüsenherden behaftet zu sein, ganz besonders reichlich ernährt und durch sorgfältige Abhärtung widerstandsfähig gemacht werden müssen. Dies gilt besonders für die Zeit der Entwicklung.

Nachdem Schrötter sodann noch einige Worte über die nothwendigen Vorbeugungsmittel gesprochen und der Vernichtung der Auswurfstoffe Erkrankter das Wort geredet hat, gelangt er zu der Beantwortung der Frage: „Was haben wir nun aber mit dem einmal erkrankten Individuum zu thun? Ist die Tuberkulose heilbar?“ „Glücklicherweise unzweifelhaft ja,“ lautet die Antwort. Aber Tausende von Mitteln und Verfahrensweisen sind als sichere Heilmittel gepriesen worden, keins hat dem vorurtheilsfreien, unparteiischen Prüfen der Wissenschaft standhalten können. „Eines aber hat sich unter allen Umständen als sicherstes Heilmittel erwiesen, nämlich die möglichste Hebung der Ernährung und Kräftigung des Organismus, und um diese zu erzielen, der reichlichste Aufenthalt in reiner Luft mit allen Anregungen, welche durch eine solche auf unsern Körper gegeben sind. In diese Bahn müssen wir somit unsere ganzen Bestrebungen lenken.“ Und nun kommt er ebenfalls zu dem Schlusse, daß es nothwendig sei, für die 3400 mittellosen Schwindfuchtsigen Wiens, welche die allgemeinen Krankenhäuser bevölkern, eigene Heilanstalten zu errichten, während man es den Wohlhabenden überlassen könne, nach dem Rathe ihrer Aerzte Kurorte oder Sonderheilstätten für Lungenkranke aufzusuchen. Die Kosten der Errichtung solcher Pflegestätten für unbemittelte Lungenkranke können nicht in Betracht kommen, wo es sich um das Wohl von Tausenden handele, von denen dem Staate eine große Menge erhalten werden könne. Auf dem Süden der englischen Insel Wight, in Undercliff, bestehe seit 21 Jahren eine solche für 280 unbemittelte Kranke bestimmte, in einer überaus reichen Weise ausgestattete Anstalt. Die Sterblichkeit in derselben betrage nur 3,8 %. Auch in Wien sei ein Verein in der Gründung begriffen, der sich zur Aufgabe stelle, Gleichgesinnte herbeizuziehen, um die nothigen Mittel aufzubringen. An der Spitze desselben stehen die Direktoren der 3 größten Krankenanstalten Wiens.

Soweit Schrötter.

Es war mir eine große Genugthuung, den geeigneten Lesern in kurzem Auszuge die Ansichten dreier so hervorragender Gelehrten an drei verschiedenen Universitäten mittheilen zu können. Noch mehr Genugthuung gewährt es mir, daß es überall Aerzte sind, welche die Anregung zu einem so durchaus menschenfreundlichen Werke öffentlich gegeben haben.

Gemeinsam heben alle drei Redner hervor:

- a) Die Tuberkulose ist zwar ansteckend, aber ihre Ansteckungsfähigkeit wird bei weitem überschätzt.
- b) Die Tuberkulose ist heilbar, aber nicht durch eines der hundert gegen dieselbe angepriesenen Mittel, sondern nur durch dauernden Aufenthalt in reiner Luft und Kräftigung des gesammten Organismus.
- c) Das wird am besten erreicht in Sonderheilstätten für Tuberkulose, die aber durchweg nur den Bemittelten zugänglich sind; deshalb
- d) ist es nothwendig, Volksheilstätten für unbemittelte Lungenkranke in der Nähe der großen Städte zu errichten.

Möge die fast gleichzeitig von drei Seiten ausgegangene Anregung auf fruchtbaren Boden fallen!

Wer meinem Berichte aufmerksam bis hieher gefolgt ist und auch meinen Artikel in Nr. 34 der „Gartenlaube“ von 1882 gelesen hat, dem muß es aufgefallen sein, daß keiner der drei angeführten Redner dafür eingetreten ist, solche Anstalten im Gebirge zu errichten. Dies wird verständlich aus dem Zwecke, den dieselben verfolgen. Es sollen die allgemeinen Krankenhäuser der großen Städte von den Schwindfuchtsigen entlastet und letztere in möglicher Nähe derselben in besonderen Anstalten untergebracht werden. Da empfiehlt es sich allerdings schon der bedeutend vermehrten Kosten wegen nicht, die Schwindfuchtsheilanstalten für Unbemittelte weit ab von den Städten im Gebirge zu errichten. Sodann aber ist nicht zu verkennen, daß die neuen theoretischen Erwägungen, nach denen zur Heilung von Schwindfuchts nur reichliche Ernährung und reine Luft nöthig sein sollen, der Errichtung von Gebirgsheilstätten nicht förderlich sein können. Und doch wird in wenigen Jahren nach Inbetriebsetzung der Niederungsheilstätten für Lungenkranke ganz gewiß ein gründlicher Wandel der Ansichten stattfinden, wenn man erst durch die Erfahrung und durch Zahlenansätze gefunden haben wird, wie viel weniger Besserungen und Heilungen in denselben zu erzielen sind, als in Gebirgsheilstätten. Angenommen auch, das Waldgebirge enthalte nichts in sich, was in besonderer Weise auf die Besserung einer schwindfuchtsigen Lunge wirkt: weder der geringere Atmosphärendruck, noch die größere Dünne der Einathmungsluft, weder die große Menge des in der Luft enthaltenen Ozons, noch die durchweg günstigeren Grundwasserhältnisse, weder die stärkere Besonnung im Winter, noch der größere Schutz gegen starke Luftströmungen zu allen Jahreszeiten, weder die größere Kühle der Luft im Sommer, noch die größere Beständigkeit des Klimas im allgemeinen, noch sonstige günstige klimatische Umstände seien einzeln oder in ihrer Gesamtheit ausschlaggebend für die vorzüglichsten Erfolge der Waldgebirgsheilstätten; zugegeben ferner, der Begriff der Sicherheit gewisser Orte gegen Tuberkulose sei hinfällig und zur Heilung von Schwindfuchts nur die dauernde Einathmung reinster Luft und reichliche Ernährung vonnöthen, so frage ich: wo in aller Welt giebt es reinere Luft, verbunden mit größerem Schutz gegen etwaige Unbilden der Witterung, als im waldbereichen immergrünen Gebirge, und wo entwickelt sich ein solch riesiger Appetit und in Folge dessen ein solch rascher Neuaufbau des lungenkranken Körpers wie eben dort? Wie oft habe ich es nicht erlebt, daß selbst Schwerkranke von der ersten Stunde des Aufenthaltes in der Gebirgsanstalt an einen Appetit entwickelten, über den sie sich so freuten, daß sie dies Ereigniß telegraphisch der besorgten Mutter mittheilten, die seit Monaten sich vergebens abmühte, dem Kranken ihre mit eigener Hand bereiteten kräftigen Speisen und Leckerbissen aufzunöthigen! Bei minder schwer Kranken tritt ein solcher Appetit ohne Ausnahme sofort ein. Man soll die Einrichtung von Heilstätten für unbemittelte Lungenkranke in der Umgebung großer Städte um keinen Preis hindern. Aber man vergesse nicht, bewaldete Höhen zur Anlage zu wählen, wenn sie nahe genug liegen. Denn ich bin aus fast zwanzigjähriger Erfahrung mit Dr. Bolland in Davos der noch allein darauf ankommt, wie, sondern insbesondere wo der Lungenkranke behandelt wird, und daß bei ins Belieben gestellter Auswahl eines Ortes immer und unter allen Umständen einer geschlossenen Heilstalt im Waldgebirge der Vorzug zu geben ist. Den Höhenanstalten für Lungenkranke gehört nach wie vor die Zukunft.

Das Kleinod des Fichtelgebirges.

Eine Erinnerung an das Bergfestspiel auf der Luisenburg bei Wunsiedel.

Mit Zeichnungen von O. Gerlach.



Der Dichter und Regisseur.

„Bergthron“ Wunsiedels aber ist die Luisenburg, die sich in dunklem Fichtengewande unmittelbar hinter dem Städtchen in nordwestlicher Richtung erhebt.

Dieser Granitberg ist das herrlichste Kleinod des Fichtelgebirges, ja man darf kühn behaupten, der deutschen Mittelgebirge überhaupt; er steigt vor uns in schönen Linien auf, aber wir nehmen nichts Besonderes an ihm wahr, nur ein geheimnißvolles Weben wie von Geistern der Sage scheint über seinem düsteren Grün zu wallen. Da trittst du in sein Waldesdunkel, und eine Welt von Wundern thut sich vor deinem staunenden Auge auf! Ein gewaltiges Felsenchaos, so wild, so wirr, daß es aller Beschreibung spottet, bannst plötzlich deinen Blick! Kein Geringerer als der große Goethe schrieb in seinem 71. Jahre von der Luisenburg, daß ihm „dieser gleichen auf allen Wanderungen“ — und er war viel und weit gewandert — „niemals wieder vorgekommen.“ Immer neue Wunder, immer neue Reize begegnen dir, wenn du nun weiter vordringst: da blickt aus einer dunkeln Felsengrotte glühend Gold hervor — du wäuhst, es sei ein Traum, und blickst nochmals genauer hin; und siehe, es ist wirklich so: hell leuchtet Goldes schimmer! Unwillkürlich denkst man an das Wort Mephistos im Faust:

„Herr Mammon selbst erleuchtet den Palast.“

Der nüchterne Naturforscher jedoch weiß dir zu erklären, daß dieses goldige Leuchten herrührt von den perlschnurartig aneinander gereihten wasserklaren Felsen des Goldmooses, des zierlichsten aller Moospflänzchen, dem die Fähigkeit zukommt, das Tageslicht in so merkwürdigem Goldglanze zurückzustrahlen. Ueberhaupt findet sich die kleine Welt der Moose in entzückender Mannigfaltigkeit und Schönheit auf den Felsblöcken der Luisenburg. Das ehrwürdige Urgestein ist überall mit wunderbaren Teppichen belegt, auf deren Farnragenden

Im Herzen des Fichtelgebirges liegt ein Städtchen, dessen Namen in den letzten Tagen öfter genannt wurde als sonst vielleicht in Jahren. Der gebildete Deutsche kennt es allenfalls als Geburtsort unseres größten Humoristen. „Ich bin gerne in dir geboren, du kleine aber lichte Stadt,“ sagt Jean Paul einmal von seinem Wunsiedel, und er wiederholt: „Ich bin gerne in dir geboren, Städtchen am langen, hohen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Alderhäupter zu uns niedersehen! Deinen Bergthron hast du verschönert durch die Bergstufen zu ihm.“ — Der

Grunde hellgraue, tief braunschwarze, ja zuweilen lebhaft rothe Farben, alle von Moosarten herrührend, eingewebt sind. Die „Moosgrube“ nennt sich auch ein schöner Felsengang, der auf unserer Abbildung (S. 574) sich zeigt.

Doch wir können nicht alle Herrlichkeiten unseres Berges aufzählen, es würde Seiten füllen, wenn wir auch nur die ausgezeichnetsten Stellen namhaft machen wollten. „Eine Beschreibung der Luisenburg, die einen klaren Begriff von diesem in seiner Art einzigen Felsenhaine gäbe, ist selbst für den begabtesten Stilisten eine Sache der Unmöglichkeit“, so urtheilt schon Ludwig Storch, der im Jahre 1860 die Luisenburg für die „Gartenlaube“ schilderte. Wir wollen heute noch einen Blick auf die Geschichte dieser Bergwildniß werfen!

Uralte wie sein Gestein ist der Ursprung der Sagen des Berges. Sind ja überhaupt „in dem Innern des Fichtelgebirges die geheimen Sagenbehälter wie die Wasserfammen, von denen aus das Land im Norden und Osten, im Süden und Westen gesättigt wird“. Salomo und Karl der Große, der Heiland und der Teufel, alle sollen sie hier gewesen sein. Da finden wir „Druidenschüsseln“ wie auf dem „Kreuz“, einem der höchsten Punkte der Luisenburg, — der Volksmund nennt hier diese runden Vertiefungen in den Felsenflächen „Teufels Rasierschüsseln“; von Kobolden, Nymphen, Walen (goldsuchenden und goldmachenden Dämonen) geben noch Chroniken aus dem vorigen Jahrhundert reichlich Kunde. Folgt man den Spuren der Geschichte, so tritt uns die Luisenburg als Sitz eines Raubritternestes entgegen, das, damals „Losburg“ geheissen, im 13. oder 14. Jahrhundert von den Männern aus Eger zerstört wurde. Nur durch eine List gelang es, so weiß der Chronist zu berichten, der Burg beizukommen: die Mannen von Eger heideten sich wie Trostknecchte des Raubritters, und der Burgvogt ließ sie ein in dem Wagne, es seien seines eigenen Herrn heimkehrende Leute.

Jahrhunderte lang lagen dann Mauertrümmer und Felsen, ein wirres Labyrinth, durcheinander, selten von einem kühnen menschlichen Fuße besucht, aber lange Zeit hindurch Wohnung von Füchsen und Luchsen. Nur ein Tag im Jahre war's, der die Wunsiedler massenweise herauflockte, und eine Stelle, die sie besonders anzog und vereinte. Dieser Tag war der in die Mitte des Juli fallende St. Margarethentag, und diese Stätte eine riesige Granitplatte, die Bühne für ein seltsames Volksvergnügen, dessen wir heute gedenken müssen, da wieder dramatische Bilder durch die Luisenburg dahinzuziehen. Auf jener Granitplatte wurden nämlich lateinische, von Lehrern des Wunsiedler Lyceums verfaßte Schauspiele durch Schüler der Anstalt aufgeführt. Die Stadtkammer verwilligte Geld, es wurden Hütten gebaut; auch sah das nur wunsiedelisch Deutsch verstehende Publikum auf den zerstreuten Granitblöcken umher und stärkte die von ihren lateinischen Anstrengungen sich erholenden Schauspieler mit Wurst, Schinken und Bier. Zuletzt belustigte man sich fichtelgebirgisch auf eigene Faust, so daß der klassisch begonnene Tag schließlich doch noch zum richtigen Volksfeste auslief. Noch 1764 wurde der St. Margarethentag auf die angegebene Weise gefeiert. Sonst aber blieb es einsam und leer an der Stätte; es war dort nicht recht gehener nach dem Glauben des Volkes, und so blieb man lieber weg. — Dies wurde anders am Ende des vorigen Jahrhunderts



Der Zug der Raubritter auf die Losburg.

Eine Gesellschaft waderer Bunsiedler Bürger, an deren Spitze der von hohem Gemeinfinn erfüllte Stadtphysikus Schmidt stand, machte es sich zur Aufgabe, die Wunderwelt des Berges zu erschließen und heiterer lebensfroher Geselligkeit zu übergeben. Die unwirthliche Felsenwildniß wurde durch diese Männer, wie Goethe sagt, „spazierbar und im einzelnen beschaulich gemacht“, und dankbar feierten nun am 20. Juli die Entel den hundertsten Jahrestag der Erschließung der „Luzburg“, wie man damals noch den Berg benannte. — Wie kam aber diese schauerlich großartige Felsenwildniß der Luzburg zu ihrem friedlich schönen Namen „Luisenburg“? — Es war in den Zunitagen des Jahres 1805, da weilte in dem nahen Alexandersbad der König Friedrich Wilhelm III. und seine von allen Deutschen hochverehrte Gemahlin Luise. Die Königin Luise stand damals, 29 Jahre alt, in der höchsten Blüthe ihrer majestätischen milden Schönheit, deren Zauber kein Herz in ihrer Nähe sich entziehen konnte. Es ist Thatsache, daß selbst alte Leute aus dem Volke bei ihrem Anblick vor Entzücken weinten und jedermann ihr eine fast abgöttische Verehrung zollte, die durchaus nichts Gemachtes an sich hatte, sondern der nothwendige Herzenszoll an ihre mit fauster Würde verbundene hohe Schönheit war. Jener Aufenthalt in Alexandersbad waren Tage hohen Genußes für die Königin, vielleicht die glücklichsten ihres Lebens, der Silberblick desselben, hinter welchem die Nacht düster aufstieg. Es war das Jahr vor der Schlacht bei Jena und Auerstädt, in der die Macht des preussischen Staates unter den Triten des kaiserlichen Eroberers zusammenbrach. Und der Königin Luise war es nicht mehr beschieden, den neuen Tag, der auf die Nacht folgte, noch zu erleben.

Damals aber, in der Idylle von Alexandersbad, ahnte man noch nichts von solchem unsäglichen Unheil. Ein Freundtag reichte sich an den andern; die Hochgefeierte lebte in einem dauernden Wonnerausch. Alles, was Füße hatte, eilte in das grüne Thal der Waldquelle, eine Massenwanderung der preussisch-fränkischen Bevölkerung zum allgemeinen Freudenfeste. Die Königin sehen und ihr zuzuschauen, galt den treuen Menschen für das höchste Glück. Greise und Greisinnen mußten herbeigeführt werden, um der hohen Frau einen zärtlichen Blick zuwerfen, ein Segenswort zurufen zu können; Mütter trugen ihre Kinder meilenweit, um ihnen die geliebte Landesmutter zu zeigen.

Darf es uns Wunder nehmen, daß da die Schöpfer der neuen Anlagen in der Luzburg auf den Gedanken kamen, ihr schönes Kleinod mit dem geliebtesten Namen, den sie kannten, zu taufen? Und so geschah's; als der Hof am 15. Juni dem schönen Fleck Erde einen Besuch abstattete, da trat ein Chor weißgekleideter Mädchen aus der am Wege gelegenen, jetzt „Klingershöhle“ benannten Grotte und verkündigte den königlichen Gästen, daß der Berg von nun an „Luisenburg“ heißen werde.

Doch nun zu der Gegenwart und ihrer festlichen Feier! Den Mittelpunkt derselben bildete ein von Reallehrer Ludwig Hader verfaßtes Bergfestspiel „Die Losburg“*. Es läßt den Berg selbst seine Geschichte in großen Zügen erzählen. Der großartige Felsenschauplatz belebte sich mit dramatischen Bildern, durch die sich der einheitliche Gedanke hindurchzieht, daß der Fluch, der auf dem Berge infolge der dämonischen Macht des Goldes lastete, durch die reine Weiblichkeit einer hohen Frau wieder gelüht wird. So wurde die Feier der Luisenburg-Eröffnung zugleich zu einer nationalen Huldigung für die hochverehrte Königin. Der Erfolg war ein unbestrittener, durchschlagender, und man darf den Vorbeerkranz, welcher dem Verfasser am Schlusse der Vorstellung überreicht wurde, als einen reich verdienten bezeichnen; hatte der Dichter

* Das Festspiel ist auch im Druck erschienen (Bunsiedel, Buchdruckerei von Ad. Beer).

doch auch das mühevollste Amt des Regisseurs auf seine Schultern genommen und nicht bloß alle Rollen den Mitspielenden persönlich einstudiert, sondern auch von seinem erhabenen Beobachtungsposten aus den Gang des ganzen Stückes geleitet!

Aber wozu eine Bühne diente auch dem Spiele zum Schauplatz! Die herrlichste, die je eines Menschen Auge geschaut hat! Unter den rauschenden Nestern gewaltiger Tannen und Fichten hart die Menge erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen, vor sich den mächtigen Aufbau der moosbewachsenen Felsen, die, vier Stockwerk übereinander aufgethürmt, den „Max-Josephsplatz“ der Luisenburg umgeben. Eine weichevolle Stimmung liegt über dem Ganzen. Himmelstrebende Granitmassen bilden die Coulißen, geheimnißvolle Grotten und Schluchten entdeckt das spärende Auge mehr und mehr, und über all dem rankt sich soffitenartig das dunkelgrüne Gezweige der ehrwürdigen Bäume, das Tageslicht nur gedämpft hindurchlassend. Vriecht sich aber ein heller Sonnenstrahl durch das Geäste Bahn, dann erscheint die Bühne in dem Zauber einer unvergleichlichen Verklärung.

Hornsignale und Kampfgetöse tönen vom Fuße des Berges zur Bühne herauf; die alte Raubritterwelt, die Zeit des Faustrechtles steigt vor uns auf. Ein grauser Mord vollzieht sich vor unseren Augen!

Trosthnechte des Raubritters auf Losburg tragen Beutestücke die Burgtreppe hinauf. Sterbend verflucht der Erschlagene, ein fränkischer Edelmann, den Raubritter und seine Burg. Eine bange, düstere Stimmung bemächtigt sich der Gemüther beim Anschauen dieses Bildes. Aber bald macht sie einer freudigen Erregung Platz!

Eine ganze Fluth kleiner lustiger Gnomen ergiebt sich allmählich aus dem Innern des Berges. Erst einzeln, dann immer zahlreicher kommen sie aus allen Löchern, Klüften, Spalten eilig hervor, die bunten Gestaltchen in rothen, blauen, gelben Sta-

puzen, langen lichten Bärten, in Schurzfell und Bluse, hüpfend und springend; neckische Bilder entwickeln sich, immer von neuem das Auge fesselnd. Der Gnomenkönig Alberich, eine majestätische Erscheinung, kündigt neues Unheil an: die bittersten Feinde der Alben, die Waten, auch Venediger geheißten, nahen. Die Alben werden zu treuer Wachsamkeit aufgerufen und verschwinden, wie sie gekommen sind; der Berg jagt sie eiligst wieder ein.

Nachdem die Feinde, die „düstern Wähler in der Erde Schoß“, ihre verführerische Macht auch an schlichten Landleuten geübt, mit teuflischer Gewandtheit in die Herzen frommer Wallfahrer die Gier nach Gold und sinnlicher Lust pflanzend, nachdem Greuel über Greuel auf die Schultern des Berges sich gehäuft, vollzieht sich der Fluch; das Raubnest geht in Flammen auf, der Berg liegt öd und wüst, von Menschen schein gemieden. —



Die Moosgrube.

Da naht die Zeit der Entführung!

„Es kam von Norden hergezogen
Ein Stern so hehr, so mild, so klar,
Wie keiner je am Himmelsbogen
Der Heimath aufgezogen war.“

Da, als Luise, du erschienest,
Da ward gelöst der Zauberbaum,
Vor deinen engelgleichen Mienen
Der alte Fluch in nichts verrann.“

Zum heutigen Feste will wiederum sie erscheinen,
die Deutschland seinen guten Engel nennt, will
die Fahne mit einem selbstgestickten L, welche
sie in jenen Tagen von 1805 den Wun-
siedlern geschenkt, von neuem weihen.
Hoch oben tritt die Hehre aus einer
Fessengrotte in der Haltung, wie das
bekannte Richtersche Bild sie darstellt.
Vom hohen Fels segnet sie den Berg,
seine Quellen, seine Lüste und schreitet
majestätisch langsam unter den Klän-
gen einer leisen, lieblich feierlichen
Musik herab, bestiegt den von Alben
errichteten Thron und empfängt die
Huldigungen der Wunsiedler.

Gar manches Auge sah man feucht
werden bei dieser erhebend würde-
vollen Feier.



Nachdem die Königin die Fahne gesegnet, nachdem die Bürger
ihr gelobt, „treu zu stehen zum großen Vaterland in Glück und
Noth“, stimmt die Musik „Deutschland, Deutschland über alles“
an; Veteranen mit Fahnen der verschiedenen deutschen Bundes-
staaten, sämtliche zweihundert Mitspielende sammeln sich auf der
Bühne; Norddeutschland und Süddeutschland, sinn-
bildlich durch einen preussischen und einen bayeri-
schen Soldaten dargestellt, reichen sich vor
dem Throne brüderlich die Hand; und im
vollen Chor, auch von den Zuschauern
begeisterungsvoll mitgezungen, braust
der vaterländische Gesang durch den
herrlichen Tann!

Das Spiel ist nunmehr zum Schlusse
gelangt.

Raich bildet sich ein überaus farben-
prächtiger Festzug, der sich in wunder-
baren Linien die Felsensteige empor
und wieder herabwindet bis zum
„Gesellschaftsplatz“ der Luisenburg,
wo die Alben zum Abschluß des Zuges
noch einen trefflich eingeschulten Huld-
igungsreigen vorführen.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

In einem Berliner Abendblatte fand sich an ziemlich auffallender
Stelle folgende Mittheilung:

„Eine eigenartige Ueberraschung brachte den Besuchern des
Schillertheaters die Vorstellung am letzten Sonntag. Die Direktion
hatte das erste Auftreten einer sehr interessanten Debitantin an-
gekündigt, einer jungen Dame, deren Name aus Anlaß eines un-
liebhamen Vorkommnisses auf dem großen Bazar für die Ueber-
schwemmen neuerdings in der vornehmen Gesellschaft Berlins
vielfach genannt worden war. Die Logen und Ränge des Theaters
hatten sich denn auch mit einer besonders auserlesenen und eleganten
Zuhörerschaft gefüllt, und es ging eine Bewegung nicht geringen
Erstaunens durch das Haus, als Herr Direktor Konstantin Kainer
um sieben Uhr von der Bühne herab dem Publikum mittheilen
mußte, daß ihn Fräulein Marie von Brendendorf unmittelbar vor
Beginn der Vorstellung und ohne Angabe genügender Gründe be-
nachrichtigt habe, es sei ihr unmöglich, ihren Verpflichtungen
nachzukommen und die Marianne in den ‚Geschwistern‘ zu spielen.
Nur der lebenswürdigen Bereitwilligkeit des Fräulein Hellmund,
die Partie noch in letzter Stunde zu übernehmen, habe er es
zu danken, daß ihm die Aufführung des Stückes überhaupt möglich
sei. — Unsere bewährte jugendliche Naive entledigte sich denn
auch mit Glanz ihrer Aufgabe und wurde von dem dankbaren
Publikum sowohl für ihre prächtige Leistung als für ihre opfer-
willige Hilfsbereitschaft mit Beifall überschüttet. In den Zwischen-
akten gab es im Foyer und in den Logengängen begreiflicherweise
allerlei abenteuerliche Vermuthungen und Gerüchte über die Natur
der Umstände, durch welche Fräulein v. B. am Auftreten verhindert
worden sein könnte. Die Discretion verbietet uns, Näheres darüber
mitzutheilen, aber wir dürfen immerhin als gutverbürgte Neuigkeit
verrathen, daß gestern im Hause des bekannten Zahnarztes Brenden-
dorf, welcher trotz seines bürgerlichen Namens der leibliche Bruder
der jungen Dame ist, die Verlobung derselben mit ihrem Vetter,
dem Gerichtsassessor v. B., stattgefunden hat. Der glückliche
Bräutigam wird sich nun allerdings dazu verstehen müssen, die
durch den Vertragsbruch seiner Braut verwickelte bedeutende Geld-
busse an Herrn Direktor Kainer zu zahlen, aber er dürfte diese
Nothwendigkeit kaum besonders schmerzlich empfinden, da er ja das
Glück hat, einen sehr begüterten Herrn, den kommandirenden General
v. B., seinen Vater zu nennen. Den reizendsten Zug in diesem
kleinen Familienspiels bildet jedenfalls der Umstand, daß der Herr
Assessor ein sehr naher Verwandter desselben Dragonerlieutenants
ist, welchen man aus Anlaß jener viel bemerkten Bazarscene in
Verbindung mit seiner schönen Base zu nennen pflegte.“

Schon mit der ersten Morgenpost hatte der General von
Brendendorf nicht weniger als fünf Exemplare dieses im schönsten

Zeitungsstil geschriebenen Artikels erhalten. Die lebenswürdigen
Abfender hatten sich zwar nicht genannt, aber der General
zweifelte keinen Augenblick, daß sie in den Reihen seiner besten
Freunde zu suchen seien. Gegen Mittag jedoch war ihm das be-
deutende Blatt zum sechsten Mal und diesmal nicht durch den
Briefträger überreicht worden. Der Generalleutnant Graf Hain-
ried hatte es in eigener Person auf den Schreibtisch Seiner
Excellenz niedergelegt, und zwischen den beiden hohen Militärs
war von vornherein kein Mißverständniß darüber gewesen, daß
diese mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogene Handlung einer
höflichen Kriegserklärung gleichzuachten sei. Und weltmännisch
höflich wie die Einleitung hatte sich auch der weitere Verlauf und
der Abschluß ihrer Unterredung gestaltet. Der General von
Brendendorf hatte durchaus nichts gegen eine Lösung der zwischen
seinem Sohne Engelbert und der Gräfin Helene Hainried be-
stehenden Beziehungen einzuwenden gehabt, und er hatte mit einer
äußerst verbindlichen Miene die Versicherungen des innigsten Be-
dauerns entgegengenommen, welches der Generalleutnant für
seine eigene Person natürlich über diese traurige Nothwendigkeit
empfand. Er hatte beim Abschied sogar mit freundschaftlicher
Wärme dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Damen des
Generalleutenants, welche schon in diesen Tagen einen Erholungs-
aufenthalt im Süden nehmen sollten, recht angenehme und glückliche
Reise haben möchten, — und erst als sich dann die Thür hinter
seinem Besucher geschlossen, hatte er das unglückselige Blatt wüthend
zerknürrt und eine eben angezündete Cigarre zwischen den Fingern
zerbrochen, als sähe er in ihr den Verfasser jenes Artikels oder
eine andere, in diesem Augenblicke vielleicht noch bitterer gehäßte
Persönlichkeit.

Der Generalleutnant Graf Hainried aber stieß beim Ver-
lassen des Hauses auf den Oberst von Herzogenstein, den persön-
lichen Adjutanten Seiner Majestät, als derselbe eben im Begriff
war, durch die Gartenthür der Villa einzutreten. Die beiden
Offiziere begrüßten sich höflich und der Oberst sagte mit einem
bedeutsamen Lächeln und mit vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Ich gratulire aufrichtig — Excellenz!“

Graf Hainried lehnte ab, aber mit einer Miene, die gut
verrieth, wie angenehm ihn der Glückwunsch berührte.

„Das wäre etwas voreilig, lieber Oberst! Noch sind wir
nicht so weit —“

„O, ich bin gut unterrichtet; es giebt keine bessere Quelle als
die meine. Majestät selbst hatten die Gnade, mich einzuweichen.“

„Das Vertrauen Seiner Majestät macht mich natürlich über
alle Maßen glücklich; aber ich muß bekennen, daß ich die hohe
Auszeichnung, welche mir da zugedacht worden ist, nicht ohne

eine Regung des Bedauerns annehmen kann. Brendendorf ist ein so ausgezeichnete Soldat . . .

„Aber er ist unmöglich geworden, Herr Graf, ganz unmöglich. Und überdies wird es an einem Pflaster für die Wunde nicht fehlen. Im Vertrauen gesagt, Seine Majestät hat ihm eine ungewöhnlich hohe Ordensauszeichnung zugebracht — die erste Klasse des Rothens Adlers.“

„Ah, das ist allerdings eine königliche Belohnung seiner treuen Dienste! Doch ich halte Sie auf, mein lieber Herr Oberst! Auf Wiedersehen!“

„Auf baldiges Wiedersehen, Excellenz! — Weiß der Himmel — es ist ja ein allerhöchster Auftrag, aber ich wünschte doch, daß ich erst um eine Viertelstunde älter wäre!“ —

Aufrecht und straff, mit stolz erhobnem Haupte, begrüßte der General von Brendendorf seinen neuen Besucher. Seine Miene war kalt und gefaßt; aber es war die Gefasstheit eines Mannes, welcher bereit ist, den Todesreich zu empfangen. —

Die Generalin und ihre Tochter hatten sich eben zu einem Besuch gerüftet, als der Herr des Hauses in das Zimmer trat.

„Es thut mir leid, daß Ihr auf den Spaziergang oder was Ihr sonst vorhabt, verzichten müßt,“ sagte er mit vollkommener Ruhe; „aber es ist hohe Zeit, die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Wir fahren morgen mit dem Frühzuge nach Groß-Hagenow.“

„Wie? Nach Groß-Hagenow? Auf das Land?“ fragte Ihre Excellenz in maßlosem Erstaunen. „Jetzt — mitten im Winter?“

„Es läßt sich nicht ändern,“ erklärte der General mit einer Bestimmtheit, welche seine Angehörigen kannten. „Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich nur noch einen einzigen Tag inmitten dieser jämmerlichen Lügengesellschaft zubringen sollte. Packt die Koffer, sage ich Euch! Ich lechze danach, die ehrlich dummen Gesichter unserer Bauern wiederzusehen!“

Fassunglos war die Generalin in einen Sessel gesunken. „Rein, es ist ja nicht möglich! Was, um Gotteswillen, ist denn geschehen?“

„O, nichts von besonderer Bedeutung! Zwei kleine Ueber- raschungen, von denen Ihr die eine schon heute aus den Zeitungen erfahren könnt, während die andere erst in einigen Tagen zum Behagen unserer guten Freunde bekannt werden wird. Lothar hat sich mit einer Theaterprinzessin verlobt —“

„Mit Marie?“ fiel ihm Cilly fast jubelnd ins Wort, und selbst der streng verweisende Blick ihres Vaters scheuchte das freundige Aufleuchten nicht von ihrem Gesicht. „O, es kann ja keine andere sein als Marie!“

„Lothar hat sich mit einer Theaterprinzessin verlobt,“ wiederholte der General mit vermehrtem Nachdruck, „und er hat es für angemessen gehalten, mich diese hübsche Neuigkeit zuerst aus den Spalten eines Klatschblattes erfahren zu lassen. Zum anderen: man hat mir den Abschied gegeben!“

„Den Abschied?“ Die beiden Damen riefen es wie aus einem Munde. Das war allerdings eine Neuigkeit, die ihnen wie ein Märchen klingen mußte.

„Ja! Wenn auch nicht gerade mittels blauen Briefes wie einem überschuldeten Lieutenant. Aber es kommt im Grunde auf eins hinaus. Ich werde also aus Gesundheitsrücksichten um Enthebung von meinem Kommando bitten, der amtsmüde Kriegsminister von Reckenstein wird mein Nachfolger werden, und auf dem Minister- sessel wird unser ausgezeichnete, trefflicher Freund Hainried Platz nehmen, der ehrliche Mann, der an diesen Dingen natürlich so unschuldig ist wie Dein Bologneserhündchen.“

„Ist es möglich? Ist es möglich?“ jammerte die Generalin. „Und nun sollen wir nicht einmal morgen mehr das Essen bei dem österreichischen Votchsaster mitmachen?“

„Rein! Wir werden mit englischem Abschied verschwinden, wie es gefallenen Größen ziemt. Wir graut vor der Theilnahme unserer lieben Freunde und vor ihren zärtlichen Erkundigungen nach dem Stande meiner erschütterten Gesundheit!“

Ihre Excellenz ergab sich seufzend in das Unabänderliche. „Dann muß ich wenigstens die Köchin heute nach Groß-Hagenow vorausschicken. Wir können uns doch nicht morgen am Tische des Oberverwalters beköstigen lassen!“

„Entscheide diese wichtige Angelegenheit ganz nach Deinem Ermessen, meine Liebe,“ erwiderte der General mit leisem Spott,

„ich werde unterdessen die Anordnungen für die Erledigung der laufenden Dienstgeschäfte während meines Urlaubs treffen. Wenn Engelbert kommt, so sagt ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche. Und sorgt mir vor allem, daß die Abreise nicht irgend welcher Hindernisse wegen verschoben zu werden braucht! Ich habe einen Ekel vor allem, was mich hier umgiebt!“

„Mein armes, armes Kind!“ klagte die Generalin fast weinend, als sie mit Cilly allein war. „Gerade diese Saison ließ sich so lustig für Dich an. Wie viel Bälle hättest Du noch mitmachen können und wie viel ausgezeichnete Mahlzeiten! — Und jetzt sollst Du auf das Land! Es ist eine furchtbare Grausamkeit!“

Cilly aber lachte fröhlich auf und umschlang den Nacken der Betrübten, so weit es bei dem Umfange desselben möglich war.

„Rein, es ist reizend, Mama, es ist himmlisch, und ich freue mich darauf wie ein Kind! Das Schönste aber ist doch, daß Marie und Lothar ein Paar werden sollen — ich könnte mich rein auf den Kopf stellen vor Vergnügen.“

„Cilly! Cilly!“ rief Ihre Excellenz entsetzt. „Wenn das Dein Vater gehört hätte! — Hast Du denn nicht gesehen, daß diese That Lothars ihn bis ins Herz getroffen hat?“

„Rein, Mamachen, davon habe ich wirklich nichts bemerkt. Glaube mir, im Grunde ist's ihm ganz lieb so, wenn er sich das auch vielleicht heute und morgen selber noch nicht ansehen mag. Wenn man bei starker Kraft wegen erschütterter Gesundheit seinen Abschied nehmen soll, muß man wohl ein wenig knurrig und verbissen sein; aber ich wette, nach kaum drei Monaten ist der Papa zu der Erkenntniß gekommen, daß es doch im Grunde viel lustiger und behaglicher sei, den Gutsherrn auf Groß-Hagenow zu machen. Und dann, meine liebe, theure, einzige Herzensmama — dann wird sich auch alles andere finden!“

Sie lästete die verwunderte Herzensmama schallend auf den Mund und slog in ihr Zimmer, um mit eisener Feder einige kleine Briefchen zu schreiben: ihre überströmenden, jubelnden Glückwünsche für Lothar und Marie und zehn kurze Zeilen für Wolfgang Brendendorf:

„Der Kriegsschauplatz ist verlegt; aber der veränderte Boden macht uns den Sieg gewiß. Wir haben Wind und Sonne für uns, da kann's nicht mehr fehlen! Morgen früh geht's mit Sach und Pack nach Groß-Hagenow. Wenn ich Dir nicht binnen heut und einem halben Jahre telegraphirt habe: komm! — so muß ich wohl inzwischen gestorben sein. Und dazu fühlt sich durchaus nicht aufgelegt Deine seelenvergnügte Cilly.“

Während die Generalin sorgenvoll überlegte, was man bei einer so überstürzten Ueberriedelung zur ungünstigsten Jahreszeit morgen im Herrenhause zu Groß-Hagenow wohl werde auf den Tisch bringen können, sang und jubelte es hell wie Lerchengewitscher durch das Haus:

„Kein Fluß ist so tief, keine Mauer so hoch,
Wenn zwei sich nur gut find, sie finden sich doch!“

Und diesmal wenigstens hatte sich das übermüthige Töchterchen des Generals als eine treffliche Menschenkennerin bewährt. Wohl wandelte Herr von Brendendorf ein paar Wochen lang mit der Miene eines Menschenfeindes in den Gesilden seines prächtigen Besitzthums umher, und es hatte durchaus nicht den Anschein, als ob die reichlich gebotene Gelegenheit zum Anblick von Bauern- gesichtern ihm die gehoffte Erquickung bereite. Aber der Nothe Adlerorden und das überaus huldbolle königliche Handschreiben, welches bald in allen Zeitungen zu lesen war, konnten ihre heilsame Wirkung auf sein verbittertes Gemüth nicht verschlehen. Auch machte sich allgemach der Einfluß des zugleich vergnüglichen und bequemen Landlebens mit seinen großen und kleinen Jagdausflügen und seinem lebhaften Verkehr der Gutsnachbarn wohlthunend fühlbar. Nach kaum zwei Monaten war der General frischer und heiterer als seit Jahren, und Cilly, die im Verkehr mit ihrem Vater ein bewundernswürdiges diplomatisches Geschick offenbarte, hatte in einer besonders günstigen Stunde den Muth, ihm mit allerlei vorbereitenden Umschreibungen ihr großes Geheimniß zu offenbaren. Es schmettete sie durchaus nicht nieder, ja, es schien ihr nicht einmal unerwartet, daß der General mit einem schneidenden „Niemals!“ alle ihre Hoffnungen auf seine Nachgiebigkeit im Keime zu ersticken gedachte. Ohne Thränen und ohne Widerspruch entschlüpfte sie seinem ersten, ziemlich heftig aufwallenden Born, und zu seiner geheimen Ueberraschung zeigte

der
Benn
sche.
cher
inen

fast
nison
noch
Und
eit!"
u der
war.
freue
daß
mich

das
daß

merkt.
y das
mag.
bheit
urrig
en ist
runde
enow
a —

den
einige
Glück-
Wolf-

Boden
ne für
Sack
t und
wohl
gelegt

an bei
reszeit
af den
erchen-

erchen
Wohl
it der
stigen
n, als
anern-
Nothe
reiben,
e heil-
Auch
en und
gdaus-
wohl-
General-
Berkehr
Geschick
Muth,
es Ge-
nieder,
al mit
f seine
en und
heftig
zeigte



Schlussaustritt des Bergfestspiels auf der Luisenburg.
Zeichnung von D. Gerlach.

sie ihm später weder eine schmollende noch eine trübselige Miene. Aber bei der ersten passenden Gelegenheit lieferte sie ihm durch ein lachend hingeworfenes Wort den Beweis, daß ihr Sinn sich nicht im mindesten geändert habe. Der General gab sich den Anschein, als habe er es nicht bemerkt, denn Cillys heiteres Gesicht und ihr helles Lachen waren ihm längst viel zu unentbehrlich geworden, als daß er sich ohne zwingende Noth der Freude an ihnen hätte berauben sollen. Und das nämliche Spiel wiederholte sich immer häufiger und immer offener, bis der General, fast ohne es selber zu bemerken, allgemach dahin kam, Cillys Anspielungen ohne jede Anwendung von Aerger vernehmen zu können. Die vollständige Kapitulation aber hätte vielleicht doch noch eine geraume Weile auf sich warten lassen, wenn nicht rasch nach einander verschiedene Ereignisse eingetreten wären, welche Seine Excellenz wohl in gute Laune versetzen mußten.

Da war zunächst der Rücktritt des neuen Kriegsministers Grafen Hainried, welcher ihm eine nur schlecht verhehlte tiefinnige Genugthuung bereite. Der schmiegsame und liebenswürdige Generalleutnant hatte offenbar die besonderen Erwartungen nicht erfüllt, welche man auf seine Talente gesetzt hatte; in einer schwierigen, parlamentarischen Klemme hatte er eine von der Regierung sehr peinlich empfundene Niederlage erlitten, und sein Abtreten vom Schauplatz der Öffentlichkeit gestaltete sich demgemäß zu einem viel weniger ehrenvollen, als es das des Generals von Brendendorf gewesen war. Wenn es dem letzteren aber in diesem Falle aus naheliegenden Schlichtheitsgründen nicht gestattet war, seiner Freude einen lauten Ausdruck zu geben, so entfiel dieser Zwang um so vollständiger der zweiten Neuigkeit gegenüber, welche Engelbert auf einem Urlaubsbesuche in Großhagenow überbrachte. Der Dragoneroffizier hatte augenscheinlich nicht allzu schwer an dem Schmerz getragen, welchen die Aufhebung seiner noch nicht einmal öffentlich verkündeten Verlobung mit der Gräfin Hainried ihm bereitet hatte. Er strahlte in Gesundheit, Schönheit und guter Laune wie nur je und plagte schon in der ersten Viertelstunde mit dem Bekenntniß heraus, daß Amors Rosenketten ihn abemals gefesselt hielten, und diesmal, wie er versicherte, unauflöslich und unzerreißbar. Die Besorgniß, welche sich bei dieser Erklärung auf dem Antlitz des Generals ausprägte, mußte wohl eine völlig unbegründete gewesen sein, denn nachdem ihm Engelbert in einer ernsthaften Unterredung unter vier Augen den Namen seiner Angebeteten genannt und über den Stand der ganzen Angelegenheit berichtet hatte, war der Herr Vater in der allerbesten Stimmung und ließ zur Mittagstafel die für besonders festliche Gelegenheiten aufgesparten, erlesensten Schloßabzüge aus dem Weinkeller holen.

Schon hatte man bei der heiteren Mahlzeit in dem kleinen Familienkreise auf die verschiedensten Gesundheitstheorien angestoßen, als Engelbert sich plötzlich an die Stirn schlug und ausrief:

„Teufel, wie selbstständig man doch wird, wenn man verliebt ist! Da vergesse ich wahrhaftig, daß ich noch etwas Besonderes zu erzählen habe. Lothar ist als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen worden, nachdem ihn der Minister auf Grund seiner Abhandlung über die moderne Strafrechtspflege zu einer langen Unterredung eingeladen hatte. Man spricht allgemein davon, daß er sein Glück machen werde.“

Sowohl die Generalin als Cilly hatten, sobald Lothars Name zum ersten Male genannt worden war, etwas zaghafte Blicke auf das Antlitz des Hausherrn geworfen. Und in der That hatte sich etwas wie eine drohende Wolke auf der Stirn des Generals zusammengezogen. Aber ob es nun die Aussicht auf Engelberts glänzende Verheirathung, ob es die Wirkung der feurigen Schloßabzüge oder der durch allen Groll hindurchbrechende Vaterstolz war, welcher diese Wolke verfeuchte — genug, als Engelbert geendet hatte, sagte der General nach einem kleinen Räuspern:

„Es soll mich freuen, wenn man die Wahrheit spricht. Und wie steht es zwischen Euch? Immer noch die alte Feindschaft?“

„Gott bewahre! So was halt' ich nicht auf die Dauer aus. Ein hitziges Wort läßt einem wohl 'mal über die Zunge, und, hol's der Henker! gerade dann am leichtesten, wenn man am tiefsten im Unrecht ist! Im Unrecht aber bin ich damals mit der Marie gewesen, das läßt sich nun schon nicht leugnen, wenn's auch nicht angenehm ist, es einzugestehen. Und das fraß doch ein bißchen an mir herum, obgleich ich mir ja sagen konnte, daß sie nicht allzu lange gebraucht habe, um sich zu trösten. Hundertmal

war ich auf dem Wege zu ihrem Bruder, bei dem sie ja seit der Verlobung wohnt, um mir meine Begnadigung zu holen, aber ich weiß nicht, wie es zugeht: vor dem Hause gab's mir jedesmal einen innerlichen Ruck, so daß ich wohl oder übel wieder umkehren mußte. Und die Geschichte hätte sich vielleicht endlos hingezogen, wenn ich nicht eines Morgens in einer menschenleeren Allee des Thiergartens auf meinen Herrn Bruder gestoßen wäre. Wie er mich sah, machte er ein Gesicht wie acht Tage Regenwetter, und wir gingen aneinander vorüber, ohne uns zu grüßen. Aber nach drei Schritten gab es mir wieder so einen innerlichen Ruck, ich fuhr herum und —“

„In den Armen lagen sich beide,“ deklamirte Cilly feierlich, „und weinten vor Schmerz und Freude.“

„Na, das nun gerade nicht! Aber es mußte mir wohl auf dem Gesichte geschrieben stehen, was ich ihm gern gesagt hätte, und so streckte er mir denn seine Hand entgegen, noch ehe ein Wort zwischen uns gefallen war. Wir wandelten gemeinschaftlich weiter, und nach einer kleinen halben Stunde war zwischen uns alles wieder glatt und eben, wie sich's gehört. Seitdem ist keine Woche vergangen, daß wir nicht alle vier einen Abend oben bei Wolfgang gemütlich verplaudert hätten, und ich versichere auf Ehre: wenn ich früher in Marie verliebt war, so habe ich heute einen beinahe ehrfürchtigen Respekt vor ihr. Das ist die rechte Frau für Lothar, und das Herz geht einem auf, wenn man die beiden so im Stillen beobachtet. Sie ist aufgeblüht wie ein Röslein, und in Lothar werdet Ihr den alten Brummbären und Stubenhocker auch schwerlich wiedererkennen.“

Der General hustete und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit seinem Teller. Cilly aber fragte ansehnend ganz unbefangenen:

„Und Wolfgang? Du unterhältst jetzt also freundschaftlichen Verkehr mit ihm?“

„Gewiß! Ist ja trotz seiner demokratischen Schrullen ein prächtiges altes Haus, und es weiß ohnedies schon die ganze Welt, daß wir Vettern sind. Stößt sich aber niemand mehr daran, auch nicht unter den Kameraden! Halb Berlin hebt ihn wegen seiner Geschicklichkeit in den Himmel, und das Gold kann er nur so mit Scheffeln messen. Er hat mich übrigens beauftragt, meinen verehrten Eltern die schönsten Empfehlungen und meinem lieben Schwesterchen die herzlichsten Grüße auszurichten.“

Der General schwieg noch immer, aber er sah gar nicht so böse aus, daß man dies Schweigen hätte für ein schlimmes Zeichen nehmen müssen. Das Thema wurde dann nicht weiter berührt; aber als Engelbert am nächsten Tage von Eltern und Schwester in dem eleganten Landauer des Gutsherrn zur Bahnhstation begleitet wurde, sagte der alte General plötzlich:

„In drei Wochen feiern wir ja den Geburtsttag der Mama; wenn Du Deinen Bruder dazu mitbringen willst, Engelbert, so soll er mir herzlich willkommen sein.“

„Das ist ein Wort, Vater! Seit gestern liegt mir's auf dem Herzen, ohne daß ich den Muth hatte, damit herauszulassen. Aber — eines muß ich doch auf jede Gefahr hin sagen: allein — allein kommt er nicht!“

„Nun, so soll er mit seiner Braut kommen! Ich denke, es ist Platz genug im Schlosse!“

Obwohl sie im offenen Wagen fuhren und obwohl rechts und links auf den Feldern die Tagelöhner an der Frühlingsbestellung waren, sprang Cilly doch aus den Polstern auf, um sich dem General an die Brust zu werfen.

„O Du Herzenspapa! — Aber ich wußte es ja, hier draußen würde sich alles finden!“

* * *

Am dem nämlichen Tage empfing Wolfgang Brendendorf ein Telegramm, welches nichts weiter enthielt, als das einzige Wörtchen: „Komm!“ — und wenn es auch nicht gerade der Schah von Persien war, den er im Stich lassen mußte, so nahmen es ihm doch einige seiner vornehmsten Kunden sehr übel, daß er sich genöthigt sah, in dringender und unaufschiebbarer Angelegenheit plötzlich eine Reise anzutreten.

Der Empfang, welchen er auf Großhagenow fand, war zwar ein wenig steif und kühl, doch von verbindlicher Höflichkeit, und nach Beendigung der fast einstündigen Unterhaltung, welche der General in seinem Arbeitskabinett mit dem Besucher hatte, schien auch der Verkehrston ein wesentlich wärmerer geworden zu

sein. Jedenfalls hatte Seine Excellenz nichts dagegen einzuwenden, daß Gilly ihrem Vetter ohne weitere Begleitung den Park und die Gewächshäuser zeigte, und als sich der Bahnarzt am Abend verabschiedete, sagte der Gutsherr von Groß-Hagenow beim letzten Händedruck:

„Was bleibt mir altem Manne anderes übrig, als mich besiegt zu geben! Auf frohes Wiedersehen denn, mein lieber Sohn!“ —

* * *

Während im festlich erleuchteten Speisesaale des Schlosses Groß-Hagenow die Gläser der Gäste aneinander klangen auf das Glück der beiden Brautpaare des Hauses Brendendorf, trieb der laue Frühlingswind sein Spiel mit den jungen Grashalmen auf einem schmucklosen Grabe. Weder Kreuz noch Stein nannte den Namen desjenigen, welchen man vor Monaten da unten gebettet

hatte. Nur ein schwarzes Stäbchen war am Kopfe des Hügel in die Erde gesteckt, und es trug neben einer Zahl die Buchstaben J. H. — Nichts war da, was die Erinnerung an den armen Studenten aus Galizien auch nur für eine kurze Spanne Zeit hätte wacherhalten können im Gedächtniß der Menschen; die Spur seines Daseins war vertilgt und ausgelöscht, als hätte er niemals unter den Lebenden gewandelt.

Der Arm der irdischen Gerechtigkeit hatte ihn nicht mehr erreicht, um zu strafen, was er verschuldet. Er war vor einen Richter gerufen worden, von dem wir nicht wissen, wie schwer er die Sühne bemißt für unser Irren und Fehlen.

Das nur wissen wir, daß die kleinen Wiesenblumen auch über dem Haupte des Sünders blühen und daß die Nachtigall ihre schuschäftig süße Weise singt auch in dem Busch, der aus seinem Grabe spricht.

Blätter und Blüten.

Volkstimmen über die Gründung des Deutschen Reichs. Wenige Monate nur trennen uns noch von dem zwanzigsten Jahrestage der Gründung des Deutschen Reiches. Das großartige Ereigniß ist lausendfältig gefeiert worden in Rede und Gedicht, und ein erhabenes Denkmal dort auf der grünen Höhe des Niederwalds legt in Stein und Erz vor den spätesten Geschlechtern Zeugniß ab von der überwältigenden Macht der Bewegung, welche die Ergründung der Jahre 1870 und 1871 in den Gemüthern des deutschen Volkes wahrte.

Die Germania auf dem Niederwald ist das stolze, das gewaltigste, das eindrucksvollste Erinnerungszeichen an jene große Zeit. Aber sie ist nicht das einzige! Allüberall drängte die gehobene Freudenstimmung über das Gewonnene zu einem sichtbaren Ausdruck. Von dem weithin das Land beherrschenden Standbild bis zur schlichten Gedenktafel an Baum oder Fels, an Haus oder Kirche ist ein weiter Abstand; und doch will es uns scheinen, als ob diese letzteren sich nicht minder eindringlich zum Herzen des nachwachsenden Geschlechtes sprächen und nicht minder ergreifend für die Tiefe der Empfindung unter den Zeitgenossen von damals zeugten, als die großartigen Schöpfungen der Kunst, zu denen die führenden Männer der Nation die erregtesten Sprüche erklingen haben. Jene bescheidenen, oft vielleicht formlosen Aeußerungen, die ohne jeden äußeren Antrieb rein aus der Tiefe der mächtig berührten Volksseele geflossen sind, sie enthüllen dem wahrheitliebenden Auge des Geschichtsforschers oft mehr als die Rundgebungen mehr oder weniger offizieller Kreise.

In unserer letzten Nummer veröffentlichten wir die Inschrift an einer alten Eiche bei Krain in Schlesien. Sie lautete:

„Wohl mehr als tausend Jahre zähl' ich schon;
Ich sah dereinst das Deutsche Reich erstehn;
Ich sah im Jahre sechs es wiederum vergehn.
Seidem ich jüngst gesehen sein frisches Auserstehn,
Wöcht' ich um seinen Preis es nochmals sehn im Untergehn.
Das walte Gott auf seinem ewigen Thron!“

Solche Inschriften haben wir im Sinne, wenn wir uns heute an alle unsere Leser mit der Bitte wenden, uns „Stimmen des Volkes über die Gründung des Reiches“ sammeln zu helfen, die wir dann zum 18. Januar 1891 in der „Gartenlaube“ der Öffentlichkeit übergeben können. Ausdrücklich bemerken wir, daß die Inschriften an größeren künstlerischen Denkmälern hier bei Seite bleiben sollen; selbstverständlich sollen auch etwaige kurze Vermerke wie „Besitztum zum Andenken an die Aufrichtung des Deutschen Reichs“ oder dergl. weg. Das angeführte Beispiel zeigt am besten, was wir suchen.

Wir bitten, in der Abschrift des Textes, in der Bezeichnung des Gegenstandes, welcher die Inschrift trägt, sowie in allen etwa sonst zu machenden Angaben über Verfasser oder dergl. ja recht genau zu sein, damit keine Irrthümer sich einschleichen.

Allen aber, die uns bei dem vaterländischen Werke behilflich sein werden, im voraus schon unseren herzlichen Dank!

Die Redaktion.
Die elektrische Straßenbahn in Bremen. (Mit Abbildung S. 565.) Im Geburtslande der elektrischen Bahnen, im deutschen Vaterlande,* scheint man nunmehr der Anlage derartiger Bahnen ernstlich näher treten zu wollen. Aus Dresden, Halle, Berlin und verschiedenen anderen Orten wird gemeldet, daß der Erlaß der Pferde beim Straßenbahnbetriebe durch elektrische Motoren geplant sei und daß die Vorarbeiten dazu eingeleitet seien. Etwas langsam und bedächtig darf's schon gehen, das ist bei uns so Brauch! Die unternehmenden Amerikaner haben die Erfindung längst praktisch verwertet, und von den in den Vereinigten Staaten bestehenden Straßenbahnen ist bereits mehr als ein Drittel für elektrischen Betrieb eingerichtet, so daß zur Zeit auf der stattlichen Länge von 1560 Kilometern (gleich der Entfernung Berlin-Moskau) über 1200 elektrische Motorwagen verkehren. In der Stadt Boston allein, wo die Straßenbahnen jährlich 110 Millionen Fahrgäste befördern, wird das ganze 480 Kilometer lange Straßenbahnnetz für den elektrischen Betrieb eingerichtet und am 1. Juli d. J. verkehren bereits über 200 elektrische Wagen auf demselben.

Es ist nun nachdenkend, daß die vielfachen Erfahrungen, welche man in Amerika mit dem elektrischen Bahnbetriebe gemacht hat, bei unsern Neuanlagen verwertet werden. So hat denn auch die Bremer Pferdebahngesellschaft bei der zur Erleichterung des Verkehrs mit der „Nord-

westdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung“ dienenden elektrischen Bahn das System der amerikanischen Firma Thomson-Houston gewählt. Das Wesen der elektrischen Bahnen wird ja unsern Lesern wohl bekannt sein. Es besteht darin, daß an einer Centralstelle mittels irgend einer Kraftquelle, sei es Dampfkraft oder Wasserkraft, ein Stromerzeuger, auch „Elektromotor“ oder „Dynamo“ genannt, in Bewegung gesetzt wird, welcher die mechanische Kraft in elektrische Kraft umwandelt. Letztere läßt sich nun mit Leichtigkeit durch einen Leitungsdraht weiter leiten. Mit dem Leitungsdraht in Verbindung steht eine Reihe ganz ähnlicher, aber kleiner Elektromotoren, welche die umgekehrte Aufgabe haben, den elektrischen Strom wieder in mechanische Kraft zu verwandeln, die dann auf die Achse des Wagens wirkt und diese in Umdrehung versetzt.

Die Maschinenstation der Bremer Anlage befindet sich auf dem Ausstellungsplatze; sie enthält eine vollständige Dampfmaschinenanlage für 150 Pferdekraft, mit welcher der Stromerzeuger betrieben wird. Demnächst soll ein zweiter Stromerzeuger von derselben Leistungsfähigkeit zur Aufstellung kommen.

Der vom Stromerzeuger gelieferte Strom wird mittels eines Kupferdrahtes von reichlich 8 Millimetern Durchmesser über die Bahn geleitet. Wie unsere Abbildung zeigt, sind zu beiden Seiten der Bahn eiserne Pfosten aufgestellt, welche durch quer zur Bahnrichtung sich erstreckende Stahldrähte verbunden sind. Die Querdrähte dienen nur als Träger für den kupfernen Leitungsdraht, welcher mittels einer die Electricität nicht leitenden Verbindung an denselben aufgehängt wird. Auf der Decke des Wagens ist eine Vorrichtung angebracht, welche den elektrischen Strom zu den unter dem Wagen angebrachten Dynamomaschinen leitet. Die Vorrichtung besteht aus einem beweglichen, durch eine Feder an den Kupferdraht angebrückten Arme, der sogenannten Kontaktstange, deren Ende mit einer Rolle versehen ist, welche beim Vorbeigleiten den Strom aus dem Draht entnimmt. Die Rolle ist mit einer tiefen Wille versehen, damit die Berührung mit dem Kupferdrahte nicht verloren gehe.

Von dem elektrischen Strome werden nun die zu je einer Wagenradachse gehörenden Dynamomaschinen in Umlauf gesetzt. Da die Umdrehungszahl bei diesen Dynamos zweckmäßig groß gewählt wird und erheblich höher ist als die der Radachse, so muß noch eine Uebertragung ins Langsame erfolgen, wozu Zahnräder verwendet werden. Die bisher in Gebrauch genommenen Wagen haben je zwei elektrische Motoren, deren jeder 10 Pferdekraft entwickeln kann.

Die elektrischen Wagen haben sich sehr schnell die Gunst des Publikums errungen und sind durchweg voll besetzt. Bei einbrechender Dunkelheit erstrahlt das Innere der Wagen im Lichte von fünf Glühlampen. Die Probefahrt am 21. Juni verlief so vorzüglich, daß sofort nach deren Beendigung die polizeiliche Erlaubniß zur Betriebsöffnung erteilt werden konnte. Das Ausfahren der Wagen geschieht unmerkbar, das Fahren ist geräuschlos, kostfrei und rasch; besondere Anerkennung fand der wiederholt gelieferte Beweis, daß es möglich ist, den Wagen bei voller Geschwindigkeit, beinahe augenblicklich mit Hilfe des Stromumkehrhebels und der Bremsen anzuhalten. Nachmittags um 1 Uhr wurde der regelmäßige Betrieb mit drei Wagen eröffnet, und bis abends 10 Uhr waren bereits etwa 2500 Personen befördert.

Welch goldene Zeiten werden aber erst für den elektrischen Bahnbetrieb anbrechen, wenn es sich bestätigt, daß der langjährige Traum der Elektrotechniker, „Electricität unmittelbar aus der Kohle zu gewinnen“, nunmehr in Erfüllung gehen soll! Wie amerikanische Blätter berichten, ist die Lösung vor kurzem gelungen, und die erforderlichen Einrichtungen sollen so einfach sein, daß sie gar nicht einmal den Namen einer Maschine beanspruchen können. Dann genügt ein Ofen von der Größe eines Stubenofens — und fort geht's, ohne Draht, über Berg und Thal. Vorläufig gilt für uns allerdings noch das Dichterverwort: „Die Wochschaf hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“

Hirsch tod! (Zu dem Bilde S. 569.) Hirsch — Schweifhund — das edelste Wild des deutschen Waldes — der edelste Hund des deutschen Jägers! C. K. Decker, der berühmte Düsseldorf'ser Jagdmaler, zeigt uns heute den Schluß einer Art von Hirschjagd, die früher ausschließlich im Hannoverischen betrieben wurde, die von hier aus aber mit dem Schweifhunde, einer speciell hannoverschen Rasse, auch in einige andere Hirschreviere verpflanzt worden ist — das „Lanciren“ des Hirschhundes.

Der hannoversche Schweifhund ist mittelstark, roth oder gestromt, ohne weiße Abzeichen, im Gesicht schwarz gebrannt und muß die Eigenschaft

* Die erste leistungsfähige elektrische Bahn wurde 1879 auf der Gewerbeausstellung zu Berlin von Siemens und Halske vorgeführt.

haben, sowohl auf einer gesunden Hirschfährte am Riemen nachzuziehen und dieselbe selbst dann zu halten, wenn sie durch die frischeren eines Rudels führt, als besonders auch nach 24 Stunden noch die Schweiffährte eines kranken Stüdes „auszuarbeiten“ und dem Jäger zu helfen, dasselbe zur Strecke zu bringen.

August ist es, das Geweih ist „verreckt und gelegt“, und jetzt beginnt des weidgerechten Jägers schönste Zeit, die Jagd auf den Hirschhirsch.

Ein harter Hirsch hält zu Felde, aber er tritt so spät aus und hält so früh wieder zu Holze, daß dir nur die frische Fährte zeigt, daß er draußen gewesen ist. So schlau ist aber der alte Hirsch, daß er bei Mondschein sich hütet, das Feld anzunehmen. Da heißt es, den Hirsch zu bestätigen. Das ist eine uralte Weidmannskunst oder, wie der mittelhochdeutsche Ausdruck will, „Jagelift“. Söllmann, der Schweiffhund, wird „zur Fährte gelegt“, er hält sie bis zu einer Fichtendichtung. Hier wird er „abgetragen“ (nicht mit dem Riemen von der Fährte gezogen), die Fährte wird „verbrochen“, d. h. ein frischer Fichtenbruch auf dieselbe gelegt und dann mit dem Hunde die Dichtung „umschlagen“, um zu sehen, ob der Hirsch in derselben stehen geblieben ist. Söllmann fällt aber keine Fährte wieder an — der Hirsch ist bestätigt.

Einige Stunden später werden Jäger auf den Wecheln weit voneinander („verloren“) angesetzt, du aber erhältst den besten Posten, auf dem Rückwechsel, dort, wo der Hirsch die Dichtung angenommen hat. Der Jäger umschlägt mit Söllmann die Dichtung noch einmal, um sich zu vergewissern, ob der Hirsch auch stehen geblieben ist, dann legt er den Schweiffhund wieder zur Fährte und beide verschwinden im dichten Gebüsch.

Der Hund liegt fest im Riemen und zieht den Jäger vorwärts. Hin und her geht's durch die Fichten — endlich wird der Hirsch „gepregelt“ oder „aus dem Bette aufgethan“; aber das edle Wild steht nicht sofort aus dem schlafenden Buschwert, sondern zieht in demselben umher — langsam, aber sicher folgt ihm am Riemen Söllmann. Du aber stehst vor der Dichtung mit gespannter Büchse in aufgeregter Erwartung — es ist so still um dich her, kein Ton schlägt an dein Ohr — höchstens kreischt einmal ein Häher — ein Eichelhäher hüpf über den Weg oder ein Goldhähnchen schlüpft durch das Fichtengeäst — kein Laut — nichts verräth, daß du auf Hirschjagd bist.

Da — was ist das? — ein leises Streifen an den Büchsen — langsam hebt sich die Büchse, das Herz droht vor Aufregung zu zerpringen — alles wieder still, du hörst nur das dumpfe Hämmern in deiner Brust. Drei lange, bange Minuten — wieder streift es an den Büchsen, es knackt die Zweige — und „haft recht, Söllmann! schon! dich! schon!“ tönt es leise aus der Dichtung zu dir herüber. Der Hirsch ist dem Rande der Pflanzung emlang gezogen — dicht hinter ihm folgt der Jäger mit dem Hunde.

Wieder ist eine lautlose Stunde verstrichen, die heiße Hundstagssonne brennt dir auf den Scheitel — die Aufmerksamkeit läßt schon nach — vielleicht schleicht sogar der Gedanke sich in dein Jägerherz; wenn der Hirsch doch erst heraus wäre, selbst wenn's auf einer andern Stelle knallte — da, ganz unerwartet, plötzlich fliegt 80 Schritt vor dir ein rothes Etwas aus den Fichten — du siehst die Umrisse in der Leber- rötung, der Aufregung nur verschwommen — ein starkes Geweih —

die Büchse ist am Baden — das Korn liegt dicht vor dem Nothen — Knall — Pulverdampf — Angelochlag! Du siehst den Hirsch in hoher Flucht in der Luft er scheinen, dann stürzt er durch Ginstern und Schmiegel in weitem Halbkreis um dich herum — jetzt wird er langsamer — du siehst den Schweiffled dicht hinter dem Blatte — er bleibt stehen — wie jubelt's in deiner Brust — das Geweih, der Kopf wird ihm zu schwer, er senkt ihn tief herab zur Erde — sein Haar sträubt sich, verendet bricht er zusammen, der König der Wälder, und das Horn des Jägers, das die Genossen ruft, singt ihm den lustigen Grabgesang. Karl Brandt.

Eine deutsche Kolonialmünze. Unsere Abbildungen zeigen den Besizer die erste deutsche Kolonialmünze, welche auf Rechnung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft kraft des derselben vom deutschen Kaiser verliehenen Rechts durch die königliche Münze in Berlin geprägt worden ist. Es ist ein aus fast reinem Kupfer hergestelltes Geldstück, etwas größer als unser Einmarkstück. Auf der einen Seite trägt es im Ring um den Reichsadler in lateinischen Buchstaben die Aufschrift „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ und die Jahreszahl 1890, auf dem von einem Vorbeerkranz umrandeten Innenraum der andern Seite in arabischer Schrift die Worte: „Die Deutsche Gesellschaft“.

Von diesen „Kupferpfennig“ gehen 64 auf eine Rupee. Da die letztere nach dem heutigen Silberpreis etwa den Werth von 1 Mark 75 Pfennig hat, so würde unsere Kolonialmünze ungefähr 2,7 Pfennig gelten.

Den Kupferpfennig sollen in einigen Monaten noch silberne Rupees folgen, die in der Größe ungefähr unserem Zweimarkstück entsprechen werden. Dieselben werden, im Unterschied von den Reichsmünzen, den Kopf des Kaisers Wilhelm II. nicht unbedeckt, sondern mit dem Garde du Corps-Helm bekleidet zeigen.

Für einen Volksdichter. Wohl manche unserer Leser erinnern sich noch des Lebensbildes des „märktischen Hans Sachs“ im Jahrgang 1881 der „Gartenlaube“. Dort war erzählt von einem braven Drechslermeister zu

Freienwalde, der durch Noth und Armuth hindurch den köstlichen Quell der Dichtung in seiner Brust bewahrte, dem ein treues Weib zur Seite ward, die seinem Namen zu einem hohen Range verhalf im Deutschen Dichterwalde — dem Namen Karl W. eise. Freilich, irdische Schätze hat sich der schlichte Handwerkermann weder mit seinen Poesien noch mit seiner fleißigen Hände Arbeit errungen. Schon damals, als jenes Lebensbild erschien, sollte es zugleich dazu dienen, dem schwer mit des Daseins Noth ringenden Manne einen Nothpfennig für das nahe Greisenalter vom deutschen Volke zu erbitten.

Und so wendet sich nun auch heute wieder ein aus den Kreisen des Handwerkerstandes hervorgegangener Ansdich mit der Bitte um Gaben an das deutsche Volk, insbesondere an die Standesgenossen des Brevewigens, um einerseits dem Dichter, der inzwischen am 31. März 1888 gestorben ist, ein würdiges Grabdenkmal, andererseits der Witwe Befreiung von der drückenden Noth des Lebens zu verschaffen. Um dieses letzteren Zweckes willen besonders unterfützt auch die „Gartenlaube“ gern jene Bitte, und es bleibt nur noch zu erwähen, daß die Spenden von dem Vorstehenden des Handwerkervereins zu Freienwalde a. d. O., Herrn Gustav Kramer, entgegengenommen werden.



Die erste deutsche Kolonialmünze.

Inhalt: Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (7. Fortsetzung). S. 565. — Elektrische Straßenbahn in Bremen. Bild. S. 565. — Hirsch tobt. Bild. S. 569. — Denkbrüche von D. Sanbers. S. 570. — Volksheilkräften für Augenranke. Von Dr. med. Karl Dröber. S. 570. — Das Kleinod des Fichtelgebirges. Eine Erinnerung an das Bergfestspiel auf der Luisenburg bei Bamberg. S. 573. Mit Abbildungen S. 573, 574, 575 und 577. — Naboma im Rosenhag. Roman von Reinhold Lermann (Schluß). S. 575. — Winter und Blüthen: Volksstimmen über die Gründung des Deutschen Reichs. S. 579. — Die elektrische Straßenbahn in Bremen. S. 579. (Zu dem Bilde S. 565.) — Hirsch tobt! Von Karl Brandt. S. 579. (Zu dem Bilde S. 569.) — Eine deutsche Kolonialmünze. Mit Abbildungen. S. 580. — Für einen Volksdichter. S. 580.

Seeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1891.

Sechster Jahrgang. 15 Bogen 8°. Mit zahlreichen Illustrationen.
Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Aus dem reichen Inhalte des „Gartenlaube-Kalenders“ für das Jahr 1891 heben wir hervor:

Des Lebens Jahr. Gedicht von Anton Dorn. — Aus meinen vier Pfählen: Hiddorchen. Erzählung von W. Heimburg. Mit Abbildungen von W. Claudius. — Wie Doktor Wächter ein berühmter Mann wurde. Summereste von F. von Dürow. Mit Abbildungen von A. Lewin. — Warum die Leute nicht heirathen. Novelle von Hans Arnold. Mit Abbildungen von F. Bergen. — Eine dunkle Majestät. — Eine Schwalbengesichte. Von A. Schürer. Mit Abbildung von D. Greiner. — Einiges über gesunde und frante Fische. Von Dr. E. Clafen. — Die kritischen Tage des Jahres 1891. Von Rudolf Fasb. — Ein Abbild auf die Tagesgeschichte. Von Schmidt-Weihenfeld. Mit zahlreichen Abbildungen. — Stanley — Emin und — Deutschland. Mit Abbildungen. — Pflanzenwanderungen. — Humoristisches in Wort und Bild. — Reiche und mannigfaltige Blätter und Blüten. — Statistische Notizen aus den verschiedensten Gebieten — Haus-, land- und forstwirtschaftliche Rathschläge. — Reiches und ausführliches Kalendarium mit Marktverzeichnis. — Post- und Telegraphentarif. — Genealogische Nachrichten. — Münz- und Maß-Vergleichungs-Tabellen. — Kleine Mittheilungen der verschiedensten Art.

Zum sechsten Male erscheint der „Gartenlaube-Kalender“, welcher sich von Jahr zu Jahr zu einer größeren Anzahl von Freunden erworben hat, sodas er den meisten Abonnenten der „Gartenlaube“ nicht mehr fremd ist. Der neue Jahrgang zeichnet sich durch besonders reichen Inhalt und geschmackvolle Ausstattung vortheilhaft aus und kann allen Gartenlaube-Lesern, überhaupt jedem Liebhaber eines gediegenen, nützlichen und unterhaltenden Buches zu billigem Preise zur Anschaffung empfohlen werden.

Die früher erschienenen Jahrgänge 1886—1890 des „Gartenlaube-Kalenders“ sind zum Preise von je 1 Mark ebenfalls noch zu haben. Bestellungen wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die „Gartenlaube“ liefert. Postabonnenten erhalten den „Gartenlaube-Kalender“ in den meisten Buchhandlungen, oder gegen Einwendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt franko von der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.